Paed. Pr.
3063.

Paed. Pr. 3063 b
Schmid, Ch.
~~3105~~

Der

Erzähler am Kamine.

I. Das Christusbild.
II. Die Schneelawine.
III. Das Raubschiff.

Erzählungen aus dem Leben

für die reifere Jugend

von

Chr. Schmid,

Verfasser des „Bildner's von Brügge," „Werke der Nacht ꝛc."

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1849.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

51. B.

1*

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Vorliegende Erzählungen verdanken ihre Entstehung wahren Thatsachen, die ich in alten Familienpapieren gefunden habe. Ich schrieb sie euch zu Nutz und Frommen nieder, und werdet ihr aus denselben gar deutlich sehen, daß der liebe Vater im Himmel mit guten und frommen Menschen ist, und sie auch in Gefahr und Noth liebreich stützt.

Der Verfasser.

Vorwort.

Vorliegende Erzählungen verdanken ihre Entstehung wahren Thatsachen, die ich in alten Familienpapieren gefunden habe. Ich schrieb sie euch zu Nutz und Frommen nieder, und werdet ihr aus denselben gar deutlich sehen, daß der liebe Vater im Himmel mit guten und frommen Menschen ist, und sie auch in Gefahr und Noth liebreich stützt.

Der Verfasser.

I.

Das
Christusbild.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Vor der Stadt stand auf einem Hügel ein uraltes Haus. Seine Mauern waren grau und ganz verwittert, und die hohen Bogenfenster waren noch mit runden Scheiben ausgefüllt. Eine Mauer umgab dasselbe und außen noch dichtes Gebüsch und Laubwerk. Man sah aber auch auf der andern Seite des Hauses in einen sehr lieblichen Garten, in welchem allerlei schöne Blumen und Blüthen prangten. Es war eben Frühling. Auf dem Dache des Hauses erhob sich ein kleines Thürmlein, jedoch ohne Glocke. Wohin diese gekommen war, können wir nicht sagen. —

In diesem alten Hause nun wohnte schon eine Reihe von Jahren der Herr von Treuling mit seiner Gattin und einer einzigen Tochter von sechzehn Jahren, welche Emma hieß. Herr von Treuling, ein alter, ehemaliger Offizier hatte dieses Haus von einem seiner

Ahnen geerbt, nebst einem sehr unbedeutenden Gütchen um dasselbe herum und einem kleinen Fischweiher.

Sonst hatte er Nichts auf der Welt, als noch in den Gemächern des Hauses selbst einige uralte Gemälde und ein ungeheuer großes Christusbild. Dieses war ein Erbstück von Stamm zu Stamm geworden, und auch Herr von Treuling, besonders aber die tugendhafte Mutter und ihre Tochter achteten dasselbe sehr hoch. Es war an einer der Wände des alterthümlichen Wohnzimmers angenagelt. Vor demselben wurde von der Mutter und von Emma jeden Abend vor dem Schlafengehen ein frommes Gebet verrichtet. Trotz dem, daß in der Familie ein frommer Geist und Wandel herrschte war sie doch nicht glücklich. Herr von Treuling war ein heftiger, aufbrausender Mann, und hatte besonders einen Fehler, daß er dem Spiel und dem Trunk so sehr ergeben war. Die Mutter, ihr Name ist Thekla, mußte vieles von ihrem Gemahl ausstehen; er behandelte sie oft rauh und unmenschlich, besonders wenn er im Spiel bedeutend verloren hatte, was sehr oft der Fall war. Dann war es am gerathensten, wenn sich Mutter und Tochter gar nicht sehen ließen. Es konnte ihm in der Wuth einfallen, sogar mit einem Gewehre oder einem Degen den armen Wehrlosen zu drohen. In solchen Stunden aber schlossen sich Thekla und

Emma in ein einsames Gemach und beteten aus Herzensgrund zu Gott dem lieben Vater. War der Sturm des alten Herrn von Treuling dann vorüber, so war es nicht selten der Fall, daß er selbst seine Heftigkeit bereute und sogar oft versprach, ganz dem Spiele zu entsagen. Aber er hielt es nicht lange. Es hatte sich ihm dieses Laster schon von Jugend auf und in seinen Kriegsjahren seinem Herzen so tief eingeprägt, daß er es unmöglich lassen konnte. Er sagte dieses oft selbst zu sich und seiner Gattin. —

Seine Leidenschaft hatte die nachtheiligsten Folgen. Die Vermögensumstände wurden zerrüttet, sie waren ja ohnehin nicht glänzend und der stille Frieden der Familie wurde ach! so oft unterbrochen. Der alte Herr dachte nicht im Geringsten an sein Seelenheil und so wurde auch in seinem Herzen jeder fromme Funke von Religion ertödtet. Das war freilich sehr traurig, und Gattin und Tochter konnten dazu nur stille seufzen! — Auch von außen in der Stadt verlauteten Stimmen, daß es mit der Familie Treuling nicht gut stehe, und daß es nach des alten Herrn Tode wohl eine Erschütterung geben könnte.

Treuling war, fast wie jeder Spieler, dem das Glück nicht günstig ist, natürlich nach und nach in viele Schulden gerathen, von welchen seine Gattin

nicht ein Wort wußte. Sofort hieß es denn, nach dem Tode des Herrn von Treuling werde wohl Haus und Hof kaum hinreichen, alle Schulden des alten Herrn zu tilgen. Welch' traurige Zukunft stand also dann den Verlassenen bevor! Gut war es, daß Thekla alles dieses nicht wußte, sie hätte sich in der Stille zu todt geweint. — —

Emma, das fromme, bescheidene Mädchen, besorgte mit einer alten Magd die Geschäfte des Hauses auf das Schönste, während dem die verständige Mutter sie in allem dem unterrichtete, was ihrem Stande angemessen war. So lernen wir also die Familie von Treuling kennen, wie sie ohne Verschulden von Mutter und Tochter immer mehr der Armuth und dem Verderben entgegen ging.

2.

In dem alten Gebäude waren viele Gemächer, welche vielleicht schon seit dem Tode der vorigen Besitzerin, einer Frau von Treuling, nimmer besucht wurden. Dieselbe lebte zur Zeit des Schwedenkriegs. Auch in dieses Haus waren sie eingedrungen, zerstörten aber nur Weniges und raubten auch Nichts. Man hatte die alte Frau für wohlhabend gehalten; doch fand sich nach ihrem plötzlichen Tode nur weniges Vermögen vor. Man wußte nicht wohin das andere gekommen war.

Es begab sich eines Tages, gerade während der Abwesenheit des alten Herrn von Treuling, daß Emma sich in ein Gemach begab, in welchem, der Sage nach, die verstorbene Besitzerin beständig gewohnt haben soll. Dasselbe lag ganz am Ende des Gebäudes und war sehr dunkel und unheimlich.

An den Wänden hiengen alte Bilder und bestaubte Kästen standen umher. Emma, wißbegierig und neugierig, wie es die Jugend meistens ist, wollte doch auch wissen, was die Schubladen enthalten könnten. Sie fand nichts als Staub und Moder. Sie wollte das Gemach schon wieder verlassen, als sie noch etwas sah, welches ihr auffiel. In einer ganz verborgenen Lade lag ein zusammengerolltes Pergament. Aber theilweise war es vom Alter und dem Ungeziefer ganz zerstört. Emma dachte: „Was kann wohl dieses enthalten, ich habe es nur so zufällig in dieser Verborgenheit gefunden.“ Sie nahm es zur Hand und brachte es ihrer Mutter.

Diese saß traurig am Fenster. Sie hatte geweint; denn noch nicht lange war es, daß der alte Herr von Treuling zur Stadt gegangen war, um dort seiner alten Leidenschaft, dem Spiele, nachzukommen. „Ach, großer Gott,“ seufzte die Frau von Treuling, „wie wird es uns ergehen, wenn er gestorben ist! O, ich glaube mit Zuversicht, daß ich und mein Kind das Brod vor fremden Thüren suchen müssen.“ Dabei seufzte sie und weinte. —

Jetzt kam Emma herein und zeigte ihrer Mutter das gefundene Pergament. Diese wickelte es auf und sah, daß es mit einer ganz alten, fast nicht mehr les-

baren Schrift überschrieben war. Auf demselben stand:

„Ich, Frau von Treuling, Wittwe des verstorbenen Hauptmanns Jakob von Treuling, mache ich hiermit kund und zu wissen, daß in dieses mein Haus einsmalen die Schweden eingedrungen seind; dieweilen ich diesen Unholden aber nichts an Kostbarkeit und Geld zur Beute geben wollte, habe ich meine sämmtliche Habschaft, bestehend in fünftausend Dukaten in ein eisernes Kästchen gethan. Vorbemeldte Summe, welche ist in reinem Golde, soll das Erbe meines Nachfolgers, des Sohnes meines Bruders sein. Anbesagte Summe aber liegt wohlverborgen hinter — — —"

Hier war das Pergamentblatt so zerrissen und vermodert, daß man unmöglich mehr ein Wörtlein lesen konnte.

Frau von Treuling und ihre Tochter Emma schauten bald auf das Blatt, bald selbst einander erstaunt an. Dann lasen sie es nochmal und immer wieder. Endlich aber sprach die Mutter:

„In unserm Hause also wäre das Geld verborgen? Gott im Himmel, welch' eine Summe! das ist ja ein ungeheurer Schatz!"

„Wenn man nur wüßte, wo er wäre," sprach Emma.

„Das wäre freilich das Beste," entgegnete die Mutter, und dann könnten wir ihn heute noch heben. Ich glaube, liebe Tochter", — fuhr sie fort, — „in diesem ist eine Fügung Gottes begriffen."

„Ich meine auch so, liebste Mutter," sprach Emma, „die Vorsehung wird uns schon den Weg zeigen."

Während sie nun so sprachen, kam der Vater nach Hause. Er mußte heute nichts verloren haben, denn er war sehr froh und heiter. Die Mutter zeigte ihm das Gefundene. Herr von Treuling konnte nicht lesen, die Tochter mußte es thun. Als sie gelesen hatte, so weit man konnte, sprach der Vater nach seiner gewohnten, rohen Weise:

„Blei und Schwert! da muß man das ganze Nest umgraben lassen! — Gift! Warum mußte jetzt auch grad dieser Fezen an diesem Orte zerrissen seyn!"

Was er gesagt hatte geschah bald. Zuerst wurde das Innere des Hauses ganz durchsucht. Alle Kästen, alle Winkel, alle Keller wurden ausgenistet. Man fand nichts als Moder und Unrath. Als dieses geschehen war, ließ Herr von Treuling an den Mauern graben, und die Erde aufwühlen. Auch

dieses war umsonst. Als er sah, daß alle seine Mühe vergebens war, die Kiste mit dem Gelde zu erhalten, fluchte und schimpfte er auf die verstorbene Frau in wilden Ausdrücken, so daß sich Mutter und Tochter darüber entsezten. Von Tag zu Tag aber wurde er dann nachdenkender und durchsuchte oft geheime Winkel, wo er meinte, das Gold könnte dort verborgen sein. Umsonst aber war all sein Suchen. —

3.

Herr von Treuling fuhr eines Tages in die Stadt. Es war etwas herbstliches Wetter und trübe. Monat um Monat war vorübergegangen, und von den Dukaten, welche in dem Pergament geschrieben standen, war keine Spur gefunden worden. Dieses machte auf Herrn von Treuling den tiefsten Eindruck, und er konnte sich dieses nicht aus dem Sinn schlagen.

Während dieser Zeit hatten die Frau von Treuling und ihre Tochter Emma viel ausgestanden. In dem Hause herrschte oft eine Noth, wie vielleicht nicht einmal in der Hütte eines Taglöhners. Herr von Treuling konnte seiner Leidenschaft nicht entsagen; es war ihm unmöglich. Dagegen aber auch sank der alte Mann und sein häusliches Glück immer tiefer herunter. Da gab es dann fast keinen Tag,

an welchem man in dem Hause nicht verweinte Augen sehen konnte; da gab es keinen Tag, an welchem die Frau nicht schmerzvoll ausrief: „O lieber Gott, wie wird dieses enden! Ich kann ja gar nichts dagegen thun! Ich kann nur zuschauen, wie wir alle Tage mehr in Armuth und Noth sinken."

Abends kam Herr von Treuling nach Hause. Er sah ganz verstört und bleich aus und redete keine Silbe. Thekla wußte wohl, daß sie jetzt nichts zu ihm sagen dürfe, sonst hätte es Feuer in's Dach gegeben. Deßhalb schwieg sie ganz stille. Doch hatte sie Herrn von Treuling noch nie gar so düster und ernst gesehen. Sie meinte sogar oft, aus seinem Munde einen Seufzer zu hören. Es kam ihr sehr sonderbar vor. Das Essen wurde aufgetragen; Herr von Treuling aß nicht. Was er da sprach war rauh und karg. Nur einmal sagte er, daß er sich gar nicht wohl befände, das nasse Herbstwetter habe ihm sehr zugesetzt. Die Gattin wollte noch dieses und jenes sprechen, doch Herr von Treuling blieb still und legte sich schlafen.

Als der Morgen kam, war er eine Leiche.

Vor Schreck und Entsetzen starrte Mutter und Tochter auf den bleichen Vater. Endlich fingen beide jämmerlich zu weinen an und weinten den ganzen

Tag. Sie konnten sich durchaus nicht erklären, warum Herr von Treuling so plötzlichen Todes gestorben sei.

Die Leiche lag starr und kalt da, bleich und gelb das Gesicht. Herr von Treuling hatte freilich den Abend vorher auch noch kurz erwähnt, daß ihn seine Wunde auf der Brust, welche er im Kriege empfangen hatte, sehr schmerze. Auf dieses folgte dann gewöhnlich eine kurze Krankheit; doch verschwand sie bald wieder. — —

Grenzenlos war der Schmerz der Mutter und der Tochter. Obgleich Herr von Treuling ihnen wenig gute Tage geschaffen hatte, so hatte ihn doch besonders Emma von ganzer Seele geliebt, und auch jetzt noch fiel sie auf das kalte Antlitz und benetzte es mit heißen Thränen. Es half nichts, sie konnte ihn nimmer in's Leben bringen.

Neben dem Lager des Verstorbenen stand ein uraltes Pult. Als man genau hinsah, lag auf demselben ein kleiner Streifen Papier, und auf diesem stand mit zitternder Hand sehr undeutlich geschrieben: „Ihr seid Bettler, ich habe Alles verloren. Ich kann's nicht überleben, betet für meine Seele."

von Treuling.

Jetzt ging es der Mutter wie ein furchtbares Licht auf. Er hatte gespielt, er hatte Alles, Haus

und Hof verloren, und sich dann, o, schreckliches Wort! vergiftet.

Die beiden Verlassenen waren jetzt Betler, ohne Obdach, ohne Alles. Im Gefühle des Schmerzes aber dachten sie nicht einmal an dieses, sie dachten nur daran, daß der Verstorbene ohne Beicht und Altarssakrament in die Ewigkeit gegangen seie! Das schmerzte die Frommen sehr. Ihre Gebete strömten unaufhaltsam, um das Wohl für den Unglücklichen vom Vater im Himmel zu erflehen. Der Tod des alten Herrn hatte großes Aufsehen erregt. Aber die Art desselben wurde natürlich verschwiegen. So gab man ihm ein anständiges Begräbniß. Die Thränen strömten unaufhaltsam in's bleiche Gras. Jedermann wußte wohl, in welchen Umständen die Armen gelebt hatten. Allgemeines Bedauern gab sich kund. Der Prediger hielt am Grabe eine sehr ergreifende Rede, und deutete auch öfters auf die Laster und Leidenschaften des menschlichen Herzens hin. Jedermann verstand wohl, daß er auch auf den Todten anspiele, daß man sich nicht solcher Verirrungen hingeben solle. Doch sprach er nur sehr schonend und wünschte mit frommer Seele dem Verblichenen das Land der Ruhe und des Friedens.

Frau von Treuling, die wie eine blasse Todesgestalt einherwankte, ließ nun häufige Messen lesen zum Wohle des unglücklichen Verstorbenen. Ach, dieser wohnte jezt in einer andern Welt, indeß die noch Lebenden mit nassem Auge einem traurigen Geschicke entgegen sehen.

4.

Leider zeigte sich bald die Erfüllung des traurigen Geschickes. Jetzt zeigte es sich erst, welch' verschwenderisches Leben Herr von Treuling geführt hatte. Als tagtäglich Schuldbriefe ankamen, fiel es der armen Frau wie Schuppen von den Augen, und weinend rang sie die Hände und rief voll Schmerz aus: „Gott sei dir gnädig in der andern Welt. Ach, was hast du uns für Leiden auf den Hals geladen. Ich verzeihe dir, die Leidenschaft hat dich verblendet; möge dir der liebe Gott auch gnädig und barmherzig sein!"

Nach solchen Worten redete die Frau von Treuling lange mit ihrer Tochter über die schrecklichen Leidenschaften, welche sich in dem Menschen schnell und unheimlich einschleichen können, und welche der böse Geist dem Menschen einblase. Hatte Frau von Treuling schon vorher sehr einfach gelebt, mußte sie sich jetzt nothgedrungen noch mehr einschränken. Ihr

Tisch war wie der einer gewöhnlichen Familie; einfache Speisen wurden nur aufgetragen, welche Emma auf eine sehr schmackhafte Weise zuzubereiten wußte. Emma war der so sehr trauernden Mutter einzige Freude. Sonst hatte sie ja auch nichts als Sorgen und Kummer auf der Welt. Es verging selten ein Tag, an welchem sich nichts ereignete, was der Mutter Schmerz und Sorge gemacht hätte; Forderungen auf Forderungen kamen an, darunter so bedeutende große Summen, daß der Mutter oft vor Schreck der Brief aus der Hand fiel. Bald sah sie mit größtem Schmerze ein, daß der Verkauf des ganzen Hauses nicht hinreichen würde, alle diese Schulden zu tilgen. Die Frau war in der schrecklichsten Lage. Hätte sie nicht die heilige Religion gehabt, zu der sie immer ihre Zuflucht nahm, o, sie wäre von zu vielem Kummer selbst in's Grab gesunken. Doch, so oft sie mit der weinenden Tochter vor dem alten Christusbilde ihrer Stube kniete, und dort aus ganzer Seele betete, so oft auch wurde es ihnen dann leichter um das Herz. Aber wie lange dauerte dieses? Kaum waren wieder einige Stunden verflossen, als ein neues Leiden ausbrach. Und an wen sollte sie sich wenden? Sie hatte keinen Freund und keinen Verwandten, der sie unterstützt hätte. Sie war ganz allein mit ihrem

Kinde und konnte von Niemand Rettung erwarten, und doch waren die Gläubiger so hart. Manche drohten sogar mit gerichtlicher Klage, falls Frau von Treuling binnen wenigen Tagen ihr Guthaben nicht tilge. Das Bedrängniß der armen Frau war grenzenlos. Sie ahnete wohl, daß sie vielleicht nur noch wenige Tage das Stammhaus ihrer Ahnen bewohnen werde, und daß ja bald Alles in fremde, theilnahmlose Hände kommen müße. Dieses preßte ihr Thränen des Schmerzens aus und Klagen ohne Zahl. —

Wenn sie dann in solch schmerzvollen Augenblicken jenes halbzerrissene Pergamentblatt sah, sprach sie zu sich selbst: „Hätten wir doch das Gold! O, wie würde ich Gott dafür danken. Tag und Nacht würde ich auf meinen Knieen liegen, und zu dem lieben Gott beten. Aber vielleicht ist es schon lang in tiefer Erde versunken!“

So gingen die Tage vorüber, keiner ohne Leiden und Drangsal. Da wurde eines Tages die Frau vor Gericht geladen. Erbleichend vernahm sie diese Nachricht, und sprach dann mit schwerem Seufzer: „O Gott, jetzt wird das Aergste kommen.“

Mit mattem Schritte ging sie der Stadt zu. Emma begleitete sie.

5.

Als es Abend war, kam Frau von Treuling nach Hause. Emma, welche vorher schon nach Hause gegangen war, sah dieselbe schon von ferne kommen. Schnell sprang sie ihr entgegen. Doch die Mutter sah so bleich und zerstört aus, daß das liebende Mädchen sogleich ahnete, was vorgegangen sei.

Als Frau von Treuling nun in die Stube trat, und Emma eben den Mund zum Fragen öffnen wollte, stürzte über der Mutter Wangen ein Strom von Thränen.

„O, mein Kind," rief sie wehklagend aus, „nun sind wir so arm als der Bettler an der Straße. Wir müssen fort aus diesem Hause und wissen nicht wohin." Bei diesen Worten weinte sie an der Brust ihres Kindes zum Erbarmen. — Und so war es auch wirklich. Die Schulden, welche der Verstorbene durch das gefährliche Spiel gemacht hatte, konnten nur mit Noth durch den Verkauf des Hauses und des daran=

stoßenden Gartens getilgt werden. So blieb den Verlassenen freilich gar nichts mehr übrig, als auf den lieben Gott zu vertrauen. Hülfe von den Menschen konnten sie nicht erwarten, und doch sollte es nur noch wenige Tage anstehen, bis sie aus dem Hause wandern sollten. Wie konnte es anders sein, daß Frau von Treuling vor Schmerz sogar in eine Ohnmacht sank, und Emma händeringend und weinend neben der bleichen Mutter stand?

„O mein Gott!" jammerte das Mädchen, „wie viel Noth und Jammer müssen wir ertragen! O, wären wir doch alle zusammen gestorben!"

Nach einer Weile erwachte die traurige Mutter. Sie fühlte sich so schwach, daß sie sich nur mit Mühe am Arme ihrer Tochter erheben konnte. Sie lehnte sich an dieselbe an, und begann dann nun auch das Nöthigste für ihr künftiges Leben zusammenzumachen. Was sie nur immer anschaute, Alles entlockte ihr die schmerzvollsten Thränen. Ebenso auch Emma.

Es war jetzt immer dunkler geworden, und Emma und ihre Mutter befanden sich in der großen Stube, in welcher an einer alten Wand das große Christusbild lehnte. Es war ganz stille in der Stube selbst, man hörte nur das Schluchzen der Verlassenen.

Jezt läutete von Ferne die Abendglocke. Emma

warf sich vor dem Christusbilde auf die Knie nieder und umfaßte die blutigen Füße des Erlösers.

„O mein Gott," betete sie heiß, „o rette uns aus dieser Noth, du allein kannst es ja nur! Vergiß uns nicht, ich bitte dich bei deiner ewigen Barmherzigkeit, und verlaße uns nicht! Wir vertrauen ja nur ganz auf deine große Barmherzigkeit. O, hilf uns Armen, hilf uns, lieber Gott!"

So betete sie noch lange auf ihren Knieen vor dem Gekreuzigten. Ihr Antlitz neigte sich zur Erde herab und ihr Auge war geschlossen. Da sprach ganz leise die Mutter: „Emma, komm, laß uns noch des Vaters Grab besuchen. Begleite mich dort hin, es ist noch nicht zu spät."

Emma, weil sie sehr schwach war, hielt sich, als sie aufstehen wollte, an dem Bilde. Doch kaum hatte sie sich erhoben, als der Nagel, an welchem das Bild angehängt war, aus der Wand riß, und das große Bild auf den Boden fiel. Emma und ihre Mutter erschracken sehr.

„O mein Gott," sprach diese, „was ist das?" Sie hoben vereint das schwere Bild in die Höhe, und wollten es wieder an den alten Platz hängen.

Wie aber Emma näher hinschaute, gewahrte sie

in der grauen Wand eine dunkle Ritze. Sie war ganz mit Spinnengewebe umflochten.

„Mutter," sprach sie, „hast du diese Oeffnung in der Wand auch schon einmal gesehen?"

Die Mutter sprach: „So lange ich in dem Hause bin, kam das heilige Kreuz nie von seiner Stelle. Ich kann mir nicht vorstellen, was das für ein altes Loch sein könnte!"

Da es aber immer dunkler wurde, und sich Mutter und Tochter fürchteten, getraute sich keines von Beiden, das Loch näher zu untersuchen. Sie verschoben es auf den kommenden Tag, und legten sich schmerzvoll auf ihr Lager.

6.

In aller Frühe erwachten Mutter und Tochter. Wie hätten sie auch ruhig schlafen können? Sorge und Schmerz lassen einen nie ruhig schlafen. Emma stand auf und betete zu dem freundlichen Morgenhimmel empor. Wie sie aber betete, weinte sie auch unaufhaltsam. Am meisten aber ging ihr das traurige Loos ihrer armen Mutter zu Herzen. Doch tröstete sie sich wieder damit, daß sie dieselbe durch die Arbeit ihrer Hände vielleicht ernähren könne.

Auf einmal nun fiel es ihr wieder ein, daß sie gestern Abend eine Oeffnung in der Wand entdeckt hätte. Gleich lief sie in das Zimmer. Die Oeffnung war bald erweitert. Emma schlüpfte hinein, und befand sich bald in einem kleinen, sehr schmalen, dunkeln Gänglein. Sie tappte immer weiter fort. Plötzlich stieß sie mit dem Fuß an einen Gegenstand. Sie hob ihn auf und gewahrte, daß es ein kleines eisernes Kästchen sei. Doch war es sehr schwer. Sie nahm

es unter den Arm und machte sich wieder der Oeffnung zu.

Draußen harrte schon die Mutter. Sie nahm Emma das Kistchen ab und stellte es auf den Tisch. Dasselbe sah sehr alt und verrostet aus. Emma holte einen Hammer herbei, um mit demselben das Schloß aufzuschlagen. Es sprang auf, und siehe da! in dem Kästchen lagen, wohl eingewickelt fünftausend Dukaten. Sie sahen so glänzend aus, als ob sie soeben aus der Münze gekommen wären.

Erstaunen fesselte die Zunge von Mutter und Tochter. Erstere holte nun das schon früher gefundene Pergament herbei, und las es noch einmal. Es war gar kein Zweifel mehr; dieses war die Summe, welche die alte Frau vor den Schweden verborgen hatte. Es war sogar noch mehr Gold, als in dem alten Pergamente stand. Auch in dem Kästchen selbst befand sich noch ein Brief, worin geschrieben stand, daß der Nachkomme des Hauses bei Auffindung des Geldes der Verstorbenen zum Heile der Seele fromme Messen lesen lassen solle.

Jezt war Frau von Treuling gerettet. Wer mußte aber auch in diesem Ereigniß das liebende Walten der göttlichen Vorsehung nicht erkennen? Auch Mutter und Tochter erkannten es, und sahen

es ja deutlich ein, daß Gott mit ihnen war. Deßwegen aber weinte sie auch Thränen der Freude auf ihren Knieen, und lobte Gott ohn Unterlaß.

„Ja," sprach freudig die Mutter, „liebe Emma, Gott hat uns nicht verlassen! Ach, hätte er das Gold deinen verstorbenen Vater finden lassen, so wären wir jezt erst recht elend. Aber er hat dasselbe uns aufbewahrt. Der liebe Gott wollte uns nur im Glauben an ihn prüfen. Er wußte wohl, was einstens kommen werde. Jezt hat er uns durch Unglück zum Glück geführt. O, wie groß ist seine Liebe und Güte."

Das Erste, was sie nun that war, daß sie die Gläubiger befriedigte, und dann fromme Messen lesen ließ für die lang verstorbenen Gebeine. Sie betete Dankgebete ohne Ende mit Emma in dem Gotteshaus. Sogar die nahewohnenden Menschen hatten das Glück der guten Frau erfahren. Sie freuten sich mit ihr. Als alle Schulden getilgt waren, gab sie den Ueberschuß den Armen, welche der guten Frau nicht genug danken konnten.

II.

Die Schneelawine.

es zu deutlich ein, daß Gott mit ihnen war. Deßwegen aber weinte sie auch Thränen der Freude auf ihren Knieen, und lobte Gott ohne Unterlaß.

„Ja," sprach freudig die Witwe, „liebe Susanna, Gott hat uns nicht verlassen. Ach, hätte er das Geld meines verstorbenen Mannes finden lassen, so wären wir jetzt noch reich. Aber er hat dasselbe wohl aufbewahrt. Der liebe Gott wollte uns nur im Glauben an ihn prüfen. Er wußte wohl, was einstens kommen werde. Nun hat er uns durch Unglück zum Glück geführt. O, wie groß ist seine Liebe und Güte."

Das Erste, was sie nun that war, daß sie die Gläubiger befriedigte, und dann fromme Messen lesen ließ für die lang verstorbenen Seelen. Sie betete Dankgebete ohne Ende mit Thränen in dem Gotteshaus. Sogar die nahewohnenden Menschen hatten das Glück der guten Frau erfahren. Sie freuten sich mit ihr. Als alle Schulden getilgt waren, gab sie den Ueberschuß den Armen, welche der guten Frau nicht genug danken konnten.

1.

In einem der gebirgigsten Thäler des Savoyardenlandes standen am Fuße himmelhoher Berge mehrere Häuser. Sie machten zusammen ein sehr kleines Dörflein aus, welches den Namen Bergamoletto hatte. Freundlich lag es da in dem engen Thale, freundlich und brav und fromm waren auch seine Bewohner, obgleich nicht reich. Die meisten ernährten sich von dem was ihnen das kleine Ackerfeld gab; wieder andere waren Gemsschützen und Jäger.

Unter die letztern gehörte auch Josef Rocheo, welcher auch ein kleines Häuslein am Ende des Dorfes bewohnte.

Er hatte einen Sohn und zwei Töchter, brave und fromme Kinder.

Ebenso fromm waren auch Vater und Mutter und es verging kein Tag, an welchem nicht fromm gebetet wurde. Die beiden Mädchen zählten 8 bis 10, der Knabe über 14 Jahre.

Es war jezt um die Zeit des Märzen. Im Thale schmolz der Schnee, indeß er auf den Bergen schon viele Jahrhunderte sich aufgehäuft hatte. Hie und da kam aber auch wieder stürmisches Schneegestöber und an solchen Tagen konnte Josef mit seinem Sohne nicht auf die Berge. Da gab es aber in der Stube dennoch allerlei zu thun, und der Vater, der nichts weniger als den Müssigang leiden mochte, unterrichtete seinen Sohn Eugen in diesem und jenem, am meisten aber in der Jagd.

„Du mußt,“ sprach er oft, „Knabe, ein tüchtiger Gemsschüze werden. Was man aber werden will, muß man lernen, wenn man noch jung ist. Deßwegen zeige ich's dir jezt schon, und nehme dich mit auf meine Jagdzüge.“

Und der Knabe, dem dieses Geschäft sehr angenehm war, weil er die Gefahren desselben noch nicht alle kannte, hörte mit gespanntem Ohr auf des Vaters Geschichten, welche oft recht schauderhaft waren. —

Es war jezt schon mehrere Tage stürmisches Wetter gewesen, so, daß sich die Familie meist in der niedern Stube aufhalten mußte. Hie und da hörten sie es auch wie fernen Donner schallen, und die Mädchen und ihre Mutter erbleichten dann jedesmal, weil sie wohl wußten, daß sich von den himmelhohen Ber-

gen eine Schneelawine losgerissen habe. Es konnte eine solche Lawine ja auch eben so leicht ihr Haus zerschmettern.

Nach und nach heiterte sich das Wetter auf, und Josef, dem es selbst die größte Freude machte, in den Bergen umherzusteigen, sprach zu seinem Sohne eines Morgens: „Wir gehen hinaus, Eugen, es ist schönes Wetter. Richte dich!“ —

Dem Sohne machte dieses große Freude, und er versäumte nicht seinem Vater zu folgen. Bald stand der Jäger reisefertig da. Er hatte Alles bei sich, was man zu einer so gefährlichen Jagd nöthig hatte.

Bevor er aber das Zimmer verließ, ging er nochmal zu seinen Kindern und sprach freundlich: „Betet für mich, Kinder, wenn ich draußen bin. Ihr wißt, wie herb und mit welcher Gefahr ich für euer Leben sorge. Vergeßt es nicht.“

Die Mutter, welche immer stumm geblieben war, sprach jezt, indem sie einen ängstlichen Blick durch das Fenster auf die Berge warf: „Josef, mir ahnet Unheil, entweder euch oder uns. Sei doch um Gotteswillen recht vorsichtig. Es ist jezt am allergefährlichsten.“

„Pah, Agnese,“ sprach Josef, „das weiß ich schon;

deßwegen sage ich gerade, ihr sollt für mich beten. Ist Gott mit uns, so geschieht uns nichts."

„Aber die Lawine," sprach wieder ängstlich die Mutter.

„Ein Gemsschüze kennt sie, Agnese," entgegnete der Jäger; „seid nur ihr auf eurer Hut, ich will mich auch nicht vergessen. Komm, Eugen! Lebet wohl, bis auf den Abend sind wir da." Er reichte jedem freundlich die Hand und schritt mit seinem Sohne hinaus.

Aengstlich sah ihm Agnese nach und betete dann ein leises Vater unser.

2.

Vater und Sohn schritten rasch in die Berge hinein. Unterwegs wußte der bekannte Gemsenjäger allerhand Geschichten zu erzählen, welche Eugen ungemein ergözten.

„Deine Mutter hat freilich recht,“ sprach der Vater, indem er forschende Blicke in die Höhe warf, „es ist jezt freilich nicht gut jagen im Gebirge. Der Schnee schmilzt auch dort oben ein wenig. Und wenn sich nur ein kleines Bällchen loslöst, ach du mein Gott, so ballt es sich im Herunterstürzen immer größer zusammen, so daß es am Ende die furchtbarste Lawine ist, welche wohl unser ganzes Dorf bedecken könnte. Hörst du's?“

Man vernahm in diesem Augenblicke ein Geräusch wie ferner Donner.

„Das ist wieder eine Lawine,“ sprach der Vater, „aber weit von uns.“

Sie schritten jezt schweigend weiter, weil der Vater gesagt hatte, daß auch lautes Sprechen den Schnee von den hohen Bergen lösen und sie Beide begraben könnte.

Nachdem sie eine Zeitlang fortgewandert waren, und der Vater oft nach den schneeigen Bergen geschaut hatte, blieb er plötzlich stehen und sprach zu Eugen: „Bleib stehen!“

„Was wollt ihr Vater?“ fragte der Knabe, indem er ihn ängstlich anschaute.

„Siehst du jenen hohen Felsen, dort oben?“ fragte der Vater.

„Ja, lieber Vater,“ entgegnete Eugen.

„Auch jene Spalte? Thu deine Augen wohl auf.“

„Ich sehe sie ganz genau. Sie kann nicht groß sein.“

Der Vater brach in ein herziges Lachen aus und sprach: „Du bist eben noch ein Knabe. Glaube mir, sie ist so groß, daß man mit unserm ganzen Häuslein hinein könnte.“

Eugen sah seinen Vater erstaunt an.

„Höre jezt,“ sprach der Vater, „wie durch Gottes Vorsehung ich einmal bei einem Lawinensturze gerettet wurde. Ich war einmal auf der Jagd. Es war

um diese Zeit, auch stürmisch. Ich jagte lange auf den hohen Bergen, bis ich endlich einen fetten herrlichen Gemsbock erlegen konnte. Du weißt, daß mir dieses große Freude macht. Gieng heimwärts. Den ganzen Tag über hörte ich rechts und links um mich herum Lawinen stürzen. Ich betete oft ein stilles Vaterunser. Du weißt das Gebet hilft in Gefahr, vergiß dieses nie, Eugen! Gieng nun so meine Wege, und dachte an euch in Freude. Da hörte ich plötzlich ein ängstliches Rufen. Es war gerade unweit jenes Felsenloches. Siehst du's jezt nicht besser, Eugen?"

„O ja," sprach der Knabe, jezt kommt es mir schon um vieles größer vor."

„Ganz gut," sprach der Vater. „Ich horchte auf das Rufen, und kam so immer dem Felsenloche näher. Plözlich sah ich, was es war. Was meinst du wol, Knabe?"

Der Knabe dachte nach und sprach nach einer Weile: „Ich kann's mir nicht einbilden, Vater."

„Glaub' es," sprach dieser, „nun höre, es war ein junger Adler, welcher mit einem Luchse gar jämmerlich umgieng. Das arme Thier wehrte sich ungemein. Natürlich es gieng ja um das Leben. So kamen sie während des Kampfes immer näher an das

Felsenloch, und endlich ganz hinein. Ich nach. — War kaum in demselben, und wollte eben die Kämpfer trennen, als ich ob mir ein sonderbares Geräusch hörte. Trat wieder heraus. Gott im Himmel! Eine furchtbare Lawine wälzte sich mit heftiger Schnelligkeit gerade auf mich zu. Ich schnell hinein, und wie ich vor Angst auf die Knie fiel und betete, krachte und tobte es ob mir einher, daß der mächtige Fels erzitterte. Bald aber war es vorbei, und ich sah mit großer Freude, wie die Lawine sich unter mir hinwälzte, wie sie Bäume und Felsstücke ausriß. Ich dankte Gott und seiner Vorsehung. Fieng auch noch den jungen Adler und den Luchs und trug sie sammt meiner Gemse nach Hause. So gieng's, Eugen, Gott hat mich beschützt."

Eugen hatte diese kurze Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit angehört, und als sie beendet war, laut aufgeathmet.

Während solchen Gesprächen kamen sie immer tiefer in das Gebirge; der Vater ermahnte jezt auch den Knaben, recht stille und ruhig zu sein, weil das geringste Geräusch die Gemsen aufstören könnte.

Eugen folgte auf's Wort.

Die Berge wurden jezt erstiegen, und der geschickte Jäger hatte bald das Glück, eine Gemse zu

erlegen. Vor Freude that Eugen einen lauten Schrei. Der Vater trug sie auf den Schultern durch Fels und Schluchten. Es war eine sehr gefährliche Arbeit. Dennoch geschah ihm kein Unglück.

Es mochte jezt schon über die Mittagszeit hinaus sein. Eugen sprach deßhalb zu seinem Vater: „Mich hungert sehr, lieber Vater."

„Warte nur, Eugen," entgegnete der Vater, „es soll bald geholfen sein." Er führte ihn am Arme weiter fort unter einen hohen Felsen. Die Sonne schien so lieblich und warm auf dieses Plätzchen, daß es einem bis in's Herz hinein wohl that. Es sproßten auch schon Blumen umher. Der Vater legte die fette Gemse beiseite, langte in seine Waidtasche, und beide aßen dann mit größtem Appetit.

„Nicht wahr," fragte der Vater, als er sein Kind so eifrig essen sah, „das schmeckt." Eugen lächelte und nickte freundlich mit dem Kopfe.

Als es gegen Abend gieng, hatte der Vater die Freude, zwei erlegte Gemsen um sich zu sehen. Die eine war größer als die andere. Die größere nahm der Vater auf seine Schultern, während dem es Eugen die größte Freude machte, die jüngere und kleinere auf seinen Schultern fortzuschleppen. So liefen sie heimwärts.

3.

Indessen draußen der Vater Josef mit seinem Sohne nach Gemsen schoß, waren die Mutter und ihre zwei Töchter zu Hause nicht müßig gewesen. Da gab es dieses und jenes zu arbeiten. Die Mutter aber ordnete Alles an. Helena, das ältere Mädchen, etwa 12 Jahre alt, mußte mit der Mutter das kleine Gärtchen vor dem Hause umgraben helfen, während Alma, das jüngere Mädchen, etwa 8 Jahre alt, unweit davon zwei junge Lämmlein auf dem neuergrünten Rasen weiden ließ. Die weißwolligen Lämmer (es war des Jägers einzige Habe), suchten munter umher und suchten da und dort nach Futter. Dabei strickte Alma emsig an einem Strumpfe. So rannen die Stunden des Morgens vorüber.

Agnese, die Mutter, war heute ängstlicher als sonst. Sie schaute oft mit schwerem Seufzen in die Ferne, oder auch angstvoll auf die hohen Berge, welche sich gleich Riesen hinter ihrer Wohnung erhoben.

So oft dieses geschah, wandte sich auch Helena in die Höhe und sprach mit freundlicher Stimme: „Mutter, du bist heute gar traurig. Fehlt dir etwas?"

„Ich weiß es selbst nicht," sprach diese, „es ist mir so ängstlich um die Seele, als sollte uns ein großes Unglück treffen. Geh, schau, ob du den Vater noch nirgends kommen siehst."

Gleich trat Helena aus dem Garten. Sie schaute, sah aber ihren Vater und Bruder nirgends. —

Als man zu Mittag gegessen hatte, gieng man an das alte Geschäft. Und wie die Morgenstunde, so gingen auch die Nachmittagsstunden schnell vorüber.

Als es ungefähr drei Uhr war, trieb Alma ihre Lämmer dem Stalle zu. Singend folgte sie hintendrein. Sie sang:

„Lämmlein in den Stall geht jezt,
Habet weidlich euch gelezt,
Ruhet aus auf eurem Stroh,
Eure Hirtin will es so.

Bald auch, wenn die Sonne sinkt,
Wenn der hohe Schneeberg blinkt,
Ruhe ich im Bettlein klein,
Gottes Liebe lullt mich ein."

Die Mutter lächelte ob dem unschuldigen Gesange des Mädchens; ebenso auch Helena. Sie tra-

ten beide aus dem Garten, und lachten noch mehr, als sie sahen, wie Alma ihren Lämmern grüne Kränze um den Hals gehangen hatte. Sie halfen ihr die Lämmer in den Stall führen, und ergötzten sich auch noch lange, an den Sprüngen, welche dort ein froher Schaafsbock machte. Dann gab Alma noch allen zu trinken, und die Mutter legte frisches Stroh auf den Boden umher.

4.

„Das ist eine prächtige Jagd, fürwahr," sprach im Heimgehen Josef der Gemsjäger zu seinem Sohne, „Gott sei's dafür tausendmal gedankt!"

„Du hast noch nie zwei Gemsen in einem Tag geschossen, so lange ich denken mag," sprach Eugen.

„Noch nie," antwortete der Vater, „doch hat mich der liebe Gott noch jedesmal gesund und mit geraden Gliedern heimkommen lassen."

So sprachen Vater und Sohn, und dann liefen sie wieder stille fort, weil sie von Ferne ein Geräusch hörten.

„Welche Freude wird heute die Mutter haben!" jubelte nach einer Weile Eugen, „wenn wir zwei Gemsen bringen!"

„Ja, das wird sie," sprach Josef, „doch es wird ja schon ganz Abend. Eugen, komm, laß uns doch was schneller gehen!"

Eugen, troz dem, daß er vom Tragen des Gemsbocks sehr müde war, bemühte sich doch, schneller zu gehen.

Sie mochten jezt ungefähr noch eine halbe Stunde von ihrer Wohnung entfernt sein. Da stand der Vater plözlich stille. „Horch!" sprach er, „hörst du kein Geschrei, Eugen?"

Eugen horchte und sprach: „Ich meine auch, es müße so etwas sein."

„Freilich," sprach der Vater. —

Doch kaum hatte er das lezte Wort ausgesprochen, als auch ein so furchtbares Donnern und Krachen durch die Luft fuhr, daß die Erde unter den Füßen bebte.

Der Vater erbleichte, ebenso auch der Sohn.

„Um Gotteswillen," sprach er, „um Gotteswillen, Eugen da ist ein Unglück geschehen. Geh, lauf voran, und schaue! Leg' deine Gemse nur daher. O Gott!"

Eugen sprang, was er konnte; doch, so sehr auch der Vater sich anstrengte, noch etwas zu hören, es blieb Alles todtenstill. Er lief auch selbst schnell vorwärts, aber Eugen kam ihm nicht entgegen. Doch, als er aus der Thalschlucht heraus war, wankte Eugen todtenbleich, jammernd heran, deutete auf einen

furchtbaren Haufen Schnee und rief: „O Jesus, Vater, das Dorf!“ Er fiel vor Schreck beinahe auf den Boden. —

Erstaunt stand der Vater bei solch einem Anblicke. Kein Glied rührte sich an ihm. Das ganze, anmuthige Dörflein war von einer furchtbaren Lawine wohl sechzig Schuh hoch mit Schnee bedeckt. Man sah kein Haus und sah keinen Menschen. Alle waren unter dem Schnee begraben und zerschmettert worden! Entsetzlicher Anblick. — Nur da und dort schaute ein Stock von einem Fels oder einem Baum aus dem Schnee hervor.

Vor Schreck konnte der Vater anfangs gar nicht reden. Nur hie und da ließ er das Auge über diese Verwüstung hinstreifen, indeß seine Füße zitterten und sein Gesicht bleich wie der Tod war. —

Ach, liebe Kinder, unter dieser furchtbaren Schneedecke lagen mehr denn sechzig Menschen begraben; alle waren eines schrecklichen Todes gestorben! Und unter diesen war des Jägers Weib und seine zwei Kinder! Welchem Vater hätte dieser Gedanke nicht das Herz im Leibe brechen sollen?

Nachdem er lange diese furchtbare Zerstörung betrachtet hatte, fieng er endlich an zu jammern, daß die Berge wiederhallten. Und Eugen weinte um seine

Geschwister so sehr, daß seine Thränen stromweise in den Schnee rannen.

Josef warf sich auf die Erde und schrie: „O Gott, welch entsetzliches Unglück! Was haben wir verschuldet, daß du uns so heimsuchst? O, mein Weib, meine Kinder! Ihr liegt tief unter dieser Lawine, tod und zerschmettert. O mein Weib, o meine Kinder!"

So jammerte Josef in einem fort, er ließ seine Gemsen liegen, er lief da und lief dorthin, um irgendwo vielleicht ein lebendiges Wesen zu entdecken. Er hörte und sah keinen Menschen. Alle waren unter dem Schnee vergraben!

Unter solchen Stunden war auch der Abend völlig angebrochen. Ueber die Zerstörung herauf und herein kam und schien so bleich der Mond, daß man wohl nicht anders meinte, als er traure selbst wegen des großen Unglücks.

Es waren auch von Ferne viele Menschen herbeigeeilt, welche Nachricht von diesem Unglück erhalten hatten. Als sie die schreckliche Zerstörung sahen, und den Jammer des unglücklichen Vaters hörten, weinten sie selbst mit ihm, sprachen aber dann: „Da unten ist keine lebende Seele mehr. O, eine so furchtbare Lawine. Gott möge sie gnädig aufgenommen haben!"

So dachte aber Josef nicht. Vielmehr, als er sich durch ein frommes Gebet gestärkt hatte, kam ihm auf einmal der Gedanke, ob man nicht nachgraben könnte, um doch wenigstens die lieben Todten anständig zu begraben. Dieser Gedanke faßte immer mehr Wurzel in seiner Seele. Doch, es war jezt Nacht. Von Schmerz und Leiden tief ermattet, legte sich der trostlose Vater mit seinem weinenden Sohne unter einem Felsen nieder. Aber beide hatten keine Ruhe. Sobald sich ein Geräusch vernehmen ließ, meinten sie, es habe ihnen jemand aus dem Schneegrabe heraus gerufen. Wie sehnlichst erwarteten sie den Morgen!

5.

Es verstrichen mehrere Tage. Immerfort irrte der trostlose Vater um die furchtbaren Schneehaufen herum, unter denen die Todten lagen. Viel gutdenkende Menschen aus der Umgegend halfen sogar dem Mann bei seinen Nachgrabungen. Es war dieses um so leichter möglich, weil am Tage die Sonne sehr warm schien. Leider aber fror es des Nachts wieder so stark, daß sich bald eine ungemein dicke Eisrinde ansetzte, die man fast nicht durchbrechen konnte. —

Da hatte man natürlich doppelte Anstrengung. Aber der Vater ließ sich dadurch nicht abschrecken. Beständig arbeitete er, daß ihm oft der Schweiß von der Stirne rann, während auch oft sein Auge voll Thränen stand. Ebenso half auch Eugen. Ach, es galt ja, seine geliebten Geschwister aus dieser Grabeshöhle herauszuziehen, um nur auch noch einmal ihr kaltes Antliz zu schauen!"

Während diesem Geschäfte waren schon viele Tage verstrichen, und es konnte kein Mensch mehr glauben, daß nun auch noch eine lebende Seele darunter sein konnte. Es mangelte ihnen ja gänzlich die nothwendige Luft und Nahrung, wenn sie auch nicht zerschmettert worden wären.

Doch dieses Alles hielt den trauernden Vater nicht ab, ohne Unterbrechung fortzuarbeiten. Aber so mancher Versuch scheiterte. Da und dort war man schon ungemein tief in den Schnee eingedrungen, ohne auf die Spur eines Hauses gekommen zu sein. Immer mußte man von neuem zu graben beginnen. Viele der Umwohner entfernten sich, indem sie sagten: „Laßt doch das Nachgraben, Josef Rocheo! Laßt sie schlafen unten bis zum jüngsten Tag. Ihr findet doch Nichts.“ Rocheo schaute den Abziehenden nur betrübt nach, dann blickte er zum Himmel auf und sprach: „Du kannst Alles mit deiner Allmachtshand, o Gott und Vater! Hilf Du mir, wenn mich die Menschen verlassen!“ —

So betete Josef, und jedesmal fühlte er neue Kraft und Stärke in sich zur Arbeit. Des Abends, den Josef jedesmal mit Wehmuth kommen sah, schlief er mit seinem Sohne in einer Hütte, welche sie unweit dieses Schreckensortes erbaut hatten. Aber es

kam wenig Schlaf in die Augen des Vaters. Ebenso auch schlief Eugen weniger; desto mehr aber weinte er in der Nacht, und der arme Vater hörte oft seine stillen Seufzer. —

Eines Morgens aber, es mochte wohl schon der achte Tag sein, seitdem sich das Unglück ereignet hatte, erhob sich Eugen von seinem Lager. Zuerst betete er ein frommes Gebet, dann gieng er zu seinem Vater, der auf das große Schneegrab schaute, und sprach zu ihm: „Vater!"

„Was willst, mein Kind!" fragte der blasse Vater.

„Ich wollte dich nur fragen," entgegnete das Kind, „ob Träume auch eine Bedeutung haben."

Der Vater schaute sein bleiches Kind lange an, dann sprach er: „Warum fragst du mich so, lieber Eugen?"

Da fieng der liebende Knabe an zu weinen und sprach unter herablaufenden Thränen: „O, es hat mir heute Nacht gar sonderbar geträumt! — Denke nur" — fuhr er aus Thränen lächelnd fort — „ich sah meine liebe Mutter und meine Schwestern unter dem tiefen Schnee im Hause lebend. Sie waren so bleich und abgezehrt. Aber sie streckten ihre Hände nach mir aus und riefen mit leiser Stimme: „„Hilf

uns Eugen, hilf uns!'" Dann bin ich aufgewacht!" —

Der Vater schaute den Knaben lang an, eben dieser aber auch den Vater. Dann hob dieser faltend seine Hände in die Höhe und sprach: „Gott, ist das nicht eine Stimme von Dir, die Du meinem Kinde eingabst? O, bei Dir ist ja kein Ding unmöglich!"

Der Traum des Knaben hatte wahrlich auf den Vater einen sehr wohlthätigen Eindruck geäußert.

Das Wetter war jezt ungemein schön und freundlich. Tagelang schien gar warm die Sonne, und half die hohe Schneedecke schmelzen. Josef grub ohne Unterlaß. Eugen warf nasse Erde in die Oeffnungen, und diese fraß selbst auch an dem Schnee. Von Tag zu Tag gieng es besser, und man war schon sehr tief hineingedrungen. Aber man mußte dennoch sehr vorsichtig zu Werke gehen. Leichtiglich hätte einem die hohe Schneemasse ob dem Haupte zusammenstürzen können. Dafür aber sorgte die große Liebe Gottes und seine heilige Vorsehung, welche hier offenbar die Hand im Spiel hatte, welches wir bald hören werden.

6.

Der unermüdlichen Thätigkeit des Jägers war es endlich gelungen, auf den Grund zu kommen. Zertrümmertes Gestein sagte ihm deutlich aber schmerzvoll, daß hier ein Haus gestanden sein müsse. Bald war es seine richtige Ueberzeugung. Als der Schnee weggeschafft war, sah er, daß dieses Zerschmetterte seine Wohnung gewesen sei. Mit welchem Schmerz betrachtete er die Trümmer. Wie weinte er verzweiflungsvoll bei diesem Anblick. Lange Zeit lehnte er auf sein Grabeisen gestützt, unthätig an demselben, und nur zuweilen entfuhren seinem Munde die Worte: „O Gott im Himmel! Sie sind alle zerschmettert!"

Dann aber ergriff er frisch das Werkzeug das Letzte zu thun, er wollte sich an den Leichnamen seines Weibes und seiner Kinder selbst mit seinem Sohne noch einmal satt weinen, und ihnen dann ein Grab auf einem Friedhofe bereiten. Aber siehe! Als man das zertrümmerte Gebälke beiseite schaffte, fand man

keinen Leichnam. Wo konnten sie sein? Da fiel es Josef ein, daß sie sich vielleicht bei Nahen der Gefahr in den Stall gemacht hätten, oder schon früher dort gewesen sein könnten. Es war jezt da unten ungemein leicht graben, und bald war man in der Nähe des Stalles.

Sie waren kaum noch etliche Schritte von dem Stalle entfernt, als Josef plötzlich inne hielt. Er horchte auf. Es war ihm gerade gewesen, als seie ein menschlicher Ruf an sein Ohr gedrungen. Als es ganz stille um ihn herum war, hörte er plötzlich wie aus der Erde hervorrufen: „Vater!" und eine andere Stimme: „Josef!" —

Wie war es da dem Jäger zu Muthe! Anfangs glaubte er freilich er habe sich getäuscht; als es aber nochmal so rief, da war kein Zweifel mehr übrig. „Sie leben, o Gott, sie leben!" schrie Josef mit freudiger Stimme. Zitternd ergriff seine Hand das Werkzeug. Es bohrte sich in die Schneedecke. Man war rasch an der Stallthüre; sie sprang auf und o, wer wer beschreibt des Vaters und des Sohnes Entzücken und Freude, als dieser sein Weib, und jener seine todtgeglaubten Geschwister vom Boden aufhob! — —

Alle drei aber sahen kaum Lebendigen mehr ähnlich. Ihre Farbe war bleich, und ihre Wangen ein-

gefallen. Sie konnten nicht auf den Füßen stehen und mußten hinausgetragen werden; dazu waren Hände genug da. O, welche Freude war das! Josef und sein Sohn fielen auf die Knie, und alle, so noch da waren, und es stieg aus dieser Tiefe ein frommes, herzergreifendes Dankgebet zum Himmel auf, zu Gott, der hier so wunderbar durch seine ewige Vorsehung drei Menschen 17 Tage in einem Grabe am Leben erhalten hatte! — —

Die Ausgegrabenen wurden in ein Haus getragen. Auch ein altes Lamm war noch bei Leben, welches eigentlich diese lebendigbegrabenen am Leben erhalten hatte. Wir werden es noch hören. —

In dem Hause wurden sogleich warme Speisen und warme Betten hergegeben, und die Geretteten verfielen alsbald in einen tiefen Schlaf, nachdem Agnese vorher noch vor Freude weinend mit matter Stimme gesagt hatte: „Auf Gott und auf dich Josef habe ich mich immer verlassen!"

Es wurde auch gleich nach einem Arzte geschickt, welcher die drei Geretteten untersuchen mußte, ob sie keine Beschädigungen erhalten hätten. Der aber sagte: „Laßt sie in Gottesnamen nur ruhen. Wenn sie erwachen, werden wir erst sehen. Sie sind ja bis zum Tode matt."

Der Arzt hatte wahrhaftig ganz recht. Josef und Eugen gingen nicht von ihrem Lager. Des Vaters Blicke glänzten hell vor Freude, und oft hob er die Hände auf und sprach leise: „Wer hätte auch dieses geglaubt! Ja, ja, es ist wahr, bei Dir, o allmächtiger, großer Gott, ist kein Ding unmöglich! Du hast sie mit Deiner Allmachtshand beschüzt in der finstern Nacht, dort unten. Du hast sie wieder heraufgeführt aus der Tiefe. Deine Vorsehung ist unergründlich! — Ach, Du sprachst ja schon in einem Traume zu Eugen, und richtetest mein verzagtes Herz auf. O Du guter, unendlicher Gott!" Er wischte sich Thränen von den Wangen, und blickte dann mit himmlischer Freude wieder auf die Geretteten! — Wer hätte sich mit Josef nicht freuen, wer hätte Gottes Güte nicht anerkennen sollen! Sie thatens Alle, und kein Auge blieb trocken, kein Herz ohne tiefe Rührung. Eugen lief wieder in die Tiefe hinab, und holte dort allerlei Gegenstände, welche noch brauchbar waren, herauf, und zeigte sie dem Vater.

7.

Unterdessen die Geretteten auf ihrem Lager schlummern, wollen wir vernehmen, wie es denselben in ihrem Schneegrabe ergangen ist. Wir wissen ja schon, daß sich die Mutter und ihre zwei Töchter, Helena und Alma in dem Stalle befanden. Nachher, als die Kinder noch drinnen waren, trat sie vor die Thüre. Schreckensbleich kam sie wieder herein, und erzählte mit bebendem Munde, daß sich eine ungeheure Schneemasse gerade auf das Haus zu wälze. Kaum waren die Worte gesprochen, als es schrecklich ob ihnen krachte, und auch bald das ganze Dach herabstürzte. Aber Gott schüzte die Verunglückten. Eine starke Saul in der Mitte des Stalles widerstand dem Drucke der ungeheuren Schneelast. Der Stall brach nicht ganz zusammen. —

Aber den Jammer und die Verzweiflung der Mutter und Kinder konnte keine Feder beschreiben. Umsonst suchten sie einen Ausweg, überall war er

versperrt. Umsonst riefen und jammerten sie; keine Menschenstimme gab Antwort. Umsonst suchten sie Licht. Es blieb stockfinstere Nacht um sie herum. O, das waren schreckliche Augenblicke! Alles Weinen, alles Jammern half nichts, sie mußten sich ihrem traurigen Loose, hier Hungers zu sterben, geduldig ergeben. — Aber nein, sie fielen in der dichtesten Finsterniß auf ihre Knie nieder und beteten. Und wie einst Jonas im Bauche des Wallfisches zu Gott aufschrie, und der gute Gott ihn hörte, so hörte er auch jezt das Gebet und den Jammer der Unglücklichen. —

Die Stunden, die Tage gingen vorüber, sie wußten es in der Tiefe gar nicht. Schneewasser tröpfelte jezt auf sie herab und es fror die Armen bis in das Mark hinein. Die armen Lämmlein schrieen und blöckten so traurig, daß auch dieses den so sehr Verlassenen das Herz rührte. Dazu kam ein noch immer größerer Hunger. Die Mutter hatte noch von früher etwas Weniges zu essen in der Tasche. Sie theilte es unter ihre weinenden Kinder; sie selbst aber begnügte sich mit Wenigerem. Der liebe Gott aber, zu dem sie beteten, verließ sie nicht. Eine Schüssel, mit welcher man den jungen Lämmlein zu trinken gab, brauchte die Mutter, um das Schneewasser aufzufangen. Und dieses löschte den Durst. —

In dem engen Raum wurde es freilich nach und nach sehr unerträglich; doch hatten sie noch immer Luft und noch etwas, womit sie sich nothgedrungen das Leben fristen konnten. —

Es war nämlich noch gerade an dem Orte, den der Schnee nicht zerdrückt hatte, etwas weniges Heu übrig geblieben. Dieses gaben sie der Lammmutter, und etwas Milch war dann allemal der Lohn davon.

O, es war zwar sehr wenig; aber es sprach auch daraus wieder die liebevolle Vaterhand Gottes! —

Mutter und Kinder hatten sich jezt ruhiger in ihr Loos gegeben. Es kam natürlich auch daher, weil sie von Tag zu Tag schwächer und kraftloser wurden. Das Lamm gab weniger Milch, weil das magere Futter zu Ende ging, und sonst hatten sie ja nichts zu essen. O, trauriges Loos! —

Je länger sie in der Tiefe eingeschlossen waren, desto weniger hörte man von den Kindern Seufzen und Klagen. Die Mutter ermahnte sie beständig, nur auf Gott zu vertrauen, nur dieser könne helfen! O, sie hatte ja ganz recht. Da beteten denn auch die Mädchen fromm wieder mit ihrer Mutter, aber mit schwacher Stimme.

Aber zulezt wurde auch die Mutter so schwach, daß sie nur noch Weniges reden konnte. Es konnten

ganze Tage vorübergehen, ohne daß sie es wußten. Wie besinnungslos lagen sie auf dem durchnäßten Stroh umher. O, sie mußten viel leiden. Beständige Nässe drang durch ihre Kleider und der Schreck, daß vielleicht sie noch unter den Trümmern könnten ganz begraben werden, drückte ihr Herz. —

Auch die Lämmlein wurden immer stiller, und nur hie und da rief ein Junges seiner Mutter mit mattem Blöcken. Alle Nahrung war jezt aufgezehrt, sie hätten Alle Hungers sterben müssen, hätte Gott nicht geholfen. Die Mutter war gerade von einem todesähnlichen Schlafe aufgewacht, als sie einen Ton hörte. Ebenso auch Helena. Alma war wie todt. Da rief sie und wurde gehört. Wer wäre im Stande ihr Entzücken zu beschreiben. Und als der Schnee weg war, und die Thüre sich öffnete, rief Agnese mit freudiger, aber matter Stimme: „O Gott, Du bist meine Hülfe!“

8.

Einige Tage später, an dem schönsten, reinsten Frühlingstage, feierte man zu Ehren der Geretteten ein schönes Fest. Die ganze Umgegend strömte herbei. Jedermann wollte die Erstandenen sehen, aber auch Jeder, welcher nur immer konnte, reichte ihnen eine milde Gabe. Und wenn Agnese oder der Vater oder sonst eines seiner Kinder erzählte, wie es den Todtgeglaubten ergangen, da blieb kein Auge trocken, da pries man Gottes wunderbare Vorsehung.

Helena und Alma, noch etwas bleich von den überstandenen Leiden, trugen bunte Frühlingskränze in ihrem blonden Haare, und auch Agnese hatte sich festlich geschmückt. Ihnen zur Seite schritt Josef Rocheo, der Vater. Sein Auge glänzte in den Thränen der Freude und des Dankes. So ging es in die Kapelle.

Dort wurde ein feierliches Dankgebet gehalten, und der dortige Geistliche pries in schönen, ergrei-

fenden Worten die ewige Liebe des himmlischen Vaters und das wunderbare Walten seiner Allmachtshand. Als er ausgesprochen hatte, stimmte man einen gar frommen Lobgesang an, welchen alle, Berghirten uud Jäger ungemein lieblich sangen.

Wie schlugen da alle Herzen in Freude und Liebe! Wie blickte oft jedes Auge auf die gerettete Familie! —

Als man die Kapelle verließ, ging man nicht nach Hause; unter neubelaubten Bäumen blieb man sitzen und erzählte sich bei einem Trunke dieses und jenes. Die Berge selbst und die ganze Natur schien sich ob den Glücklichen zu freuen, so schön war sie! Als es Abend war, trennte man sich. Josef umarmte die Seinigen, und zog in seine erbaute Hütte. Von nun an kam kein Ungemach mehr über sein Haus, und er und die Seinigen lobten Gott und priesen ihn bis an das Ende ihrer Tage.

[illegible] überstanden [illegible]
in ihrem blonden Haare, und auch Agnes hatte sich festlich geschmückt. Ihnen zur Seite schritt Josef Rocheo, der Vater. Sein Auge glänzte in den Thränen der Freude und des Dankes. So ging es in die Kapelle.

Dort wurde ein feierliches Dankgebet gehalten, und der dortige Geistliche pries in schönen, ergrei-

III.

Das

Raubschiff.

III.

Das Manuskript.

Erstes Kapitel.

Der Fischer und sein Kind.

Am großen Meere standen viele Fischerhütten. In einer derselben wohnte ein bejahrter Fischer. Man hieß ihn nur den alten Anselmo. Er hatte zwei Kinder, liebliche, schöne Knaben, welche auch neben ihrer Schönheit so gar fromm und herzensgut waren, daß man diese lieblichen Lockenköpfe in der ganzen Nachbarschaft gerne hatte. Sie liebten sich so herzlich und innig, daß oft der alte Fischer selbst vor Freuden in Thränen ausbrach, sie an sein Herz schloß und gerührt sprach: „O meine lieben, guten Kinder! Wie freut es mich, daß ihr einander gar so lieb habt! Wenn ihr so miteinander hinlauft, und einander in den Armen habt, meine ich gerade, ich sehe zwei Engel vom Himmel. O, bleibt immer so hold und brav und so herzinnig, meine lieben guten Knaben!" Besonders

liebte Antonio, der ältere seinen jüngern Bruder Leonardo aus ganzer Seele. Nie ging er ohne ihn auf das Feld, nie ging er ohne ihn an den schönen Meeresstrand. Und wenn er dort eine schöne Muschel im Sande fand, oder eine seltene Blume, so gab er sie seinem Brüderlein und sprach mit freundlicher Stimme: „Da nimm sie, mein lieber Leonardo. Nicht wahr, sie ist sehr schön! Ich will für mich schon eine andere Muschel oder eine andere Blume finden. Du mußt die Schönste haben.“ Und freundlich lächelnd umhalsete der schwarzaugige Leonardo seinen lieben Bruder. —

So lebten die beiden lieben Kinder in der Fischerhütte. Und so oft der Vater, der fast immer auf dem Meere draußen war, nach Hause kam, erzählte er ihnen das und das, lehrte sie fromme, schöne Lieder singen, führte sie Sonntags in die Kirche, wo gesungen und gepredigt wurde. Welche Freude da die Kinder hatten, läßt sich nicht beschreiben. Wie sehnsüchtig warteten sie jedesmal auf den Sonntag! Sogar oft an andern Tagen wandelten sie Arm in Arm nach der Kapelle. Sie lag auf einem Hügel und um denselben herum waren die Kreuze der Verstorbenen. Sie wurden von grünenden Bäumen und Blumen durchduftet.

Wenn sie dann dort angekommen waren, traten sie in das Gotteshaus hinein. Sie beteten auch und mochten wohl auch hie und da ganz leise ein frommes Lied singen. Sie meinten, weil rings um Alles so still sei, dürften sie auch nicht laut singen und beten. Und die guten Knaben hatten auch recht. Im Gotteshause muß man stille und ruhig sein, denn da ist Gott gegenwärtig. Auf dem Heimwege pflückte dann der sanfte Antonio seinem Brüderlein schöne Blumen, welche dort in jenem Lande schöner noch sind, als bei uns. Er flocht einen Kranz daraus, und sezte ihn auf den lockigen Kopf. Vor Freude hüpfte er dann herum und rief frohlockend aus: „O Leonardo, du bist so schön wie der kleine Jesus, den ich dir gezeigt habe. O! du bist so schön und lieb. Komm, so zeig ich dich dem Vater!“ Und er führte ihn fort zu dem Vater. Dieser lächelte ob des Knaben Einfalt und sprach: „Die Blumen im Haar sind schön; aber schöner ist es noch, wenn ihr an Den denket, der so viele tausend Blumen hat wachsen lassen, wenn ihr an den lieben Gott denket! Schauet immerhin diese Zierde der Natur an, aber denkt auch dabei an Gott, liebe Kinder! Er läßt die Blumen ja uns blühen, daß ihr eine Freude an ihm haben sollt! Seht, wie gut der liebe Gott ist.“

Die Büblein merkten sich dieses und thaten getreulich, was ihnen der Vater gesagt hatte. Es war an einem schönen Frühlingstage. Da kam der Vater viel bälder nach Hause als gewöhnlich. Er sah auch ängstlicher aus, als sonst. Als seine Kinder ihm freudig und munter entgegensprangen, preßte er sie an sein Herz und sprach mit ängstlicher Stimme: „Kommt, lieben Kinder, kommt in die Hütte!"

Und er führte sie schnell in dieselbe hinein, und schloß die Thüre hinter sich zu. Da fragte der liebe Antonio und schaute ängstlich zu seinem Vater auf:

„Lieber Vater, warum hast du uns so geschwind in unser Häuslein geführt?"

„Danke Gott, Antonio," sprach der Vater, „daß du mich noch hast; o ich könnte schon weit auf dem Meere sein!"

Die Knaben setzten sich staunend zu seinen Füssen, und Anselmo erzählte: „Wißt ihr noch, als vor zwei Jahren ein fremdes Schiff mit Räubern draußen auf dem Meere war?"

„Ich weiß noch, lieber Vater," sprach Antonio, „damals ist ja unsere liebe Mutter gestorben!"

Der Vater wischte sich bei des Knaben kindlichen Worten eine Thräne aus dem Auge. Er sah, wie verlassen seine Kinder sein müßten, wenn er sterben

würde. Doch sprach er weiter: „Du hast recht, liebes Kind. Gott gebe ihr die ewige Ruhe! Aber hört! Heute sah ich wieder dasselbe Schiff. Auf demselben sind wilde, böse Menschen, welche Kinder und Männer rauben, und sie in ein Land schleppen, welches weit, weit über dem Meere liegt. Von da könnte man nicht mehr zurück. Man muß in der fremden Erde sterben, und kann keinen Vater und keine Mutter und keine Heimath mehr sehen. O! Kinder, das ist fürchterlich. Diese Menschen glauben an keinen Gott und sind bös und grausam. Sie verkaufen die Gefangenen wie das Vieh und binden sie mit Stricken zusammen, daß das Blut aus den Adern rinnt!"

Der Vater hielt ein wenig inne. Er war vom Gehen erschöpft und müd. Mit Staunen horchten die Knaben auf ihn.

Dann sprach er weiter: „O Kinder, o Kinder, auch heute haben sie wieder einige Menschen mit sich fortgeschleppt. Ich hab sie wohl von Fern weinen und jammern hören. Es war so schmerzvoll für mich. Ich konnte ihnen nicht helfen den armen Menschen!"

Bei diesen Worten fing Antonio zu weinen an, und Leonardo legte das Haupt an sein Brüderlein und weinte mit ihm.

„Auch ich war nahe dabei," fuhr der Vater fort,

von den wilden Räubern gefangen zu werden. Aber Gott hat mich geschützt und errettet. O! der liebe gute Vater weiß es wohl, daß ihr arme Waisen wäret, wenn man mich von euch reißen würde!"

„Lieber Vater," sprach Antonio, „o warum rauben denn diese wilden Männer diese Leute?"

„Sie lösen dann viel Geld aus ihnen," sprach der Vater. Und die man verkauft hat, heißt man Sklaven. Sie müssen arbeiten an Ketten und dabei werden sie oft bis aufs Blut geschlagen und bekommen wenig zu essen."

„O Kinder," fuhr er fort und schloß beide weinende Knaben an sein Herz, „o danket Gott, danket Gott, daß ich noch bei euch bin. Geht ja nimmer aus der Hütte. Auch euch würden sie fortschleppen. O wie würde ich weinen und klagen. Ich sähe euch bettelarm dastehen, und müßte so allein herumlaufen. Meine Augen würde ich blind weinen um euch. O! folget mir liebe Kinder. Und ihr? Wenn ihr nach eurem Vater rufen würdet und man würde euch sagen: „„Den sehet ihr nicht mehr,"" wie würde es euch armen, unglücklichen Kindern zu Muthe sein?"

„O Vater! guter Vater!" sprach Antonio und

Leonardo, und schmiegten sich an ihn, als ob schon ein Räuber an der Thür stehe.

„Laßt uns nun recht zu Gott beten, liebste Kinder,“ sprach der alte Anselm. Und sie knieten auf den Boden, und beteten recht fromm und innig. —

Die Abendsonne schien durch das Hüttenfensterlein, und bemalte mit lieblichem Roth die Kindergesichter. Der Vater schaute ob draußen alles ruhig sei. Es war so. Da nahm er seine Kinder zu sich und erzählte ihnen noch viele Geschichten von den Seeräubern.

Zweites Kapitel.

Die Kinder gehen in den Wald.

Es waren jezt drei Wochen verstrichen. Das Raubschiff auf dem Meere war fort und hatte seine Gefangenen mitgenommen. O, wie werden die armen Kinder und Eltern gejammert und geweinet haben! Den beiden Knaben waren die drei Wochen eine ganze Ewigkeit. Sie durften nicht an das Meer und nicht in den Wald. Immer mußten sie um das Häuslein herum sich aufhalten. Auch der Vater ging sehr wenig auf den Fischfang. Er dachte, die lieben Kinder könne er nicht so allein daheim lassen. Und er hatte ganz recht. Wie leicht hätte den Büblein ein Unglück geschehen können!

Diese Fischerhütten standen nicht so nah beieinander, wie unsere Häuser. So hätte bei einer Gefahr kein Mensch sich der Kinder annehmen können, weil viele von den Fischern auch dazu noch böse, rohe Menschen waren.

Aber Antonio und Leonardo brachten ihre Tage nicht müßig dahin. Sie beschäftigten sich mit diesem und jenem. Bald begossen sie das kleine Gärtlein, welches mit einer großen Hecke umgeben war. Dort konnte man sie gar nicht einmal sehen. Sie lasen in einem frommen Buche. Sie konnten schon sehr gut und ganz allein lesen und auch etwas weniges schreiben. Oft auch unterhielten sie sich mit ihrem lieben Vater, der sie in allem Guten unterrichtete, und ihnen manches Schöne sagte. So gingen die Stunden vorüber. Da kam die Zeit, in welcher sie wieder in's Freie durften. Was hatten sie da für eine große Freude! Wie sprangen sie draußen umher und jubelten aneinander hinauf. Es war gerade, als lasse man zwei muntere Lämmlein zum erstenmal in das Feld hinaus in den grünen Klee, so munter sprangen sie umher. Der Vater war auch auf dem Fischfang. Er war aber nicht weit weg. Sie konnten sein Schifflein wohl sehen auf dem Meere. Er hatte noch zu ihnen gesagt: „Kinderlein geht nicht weit. Ihr könntet sonst verirren!" Und sie versprachen es ihm! —

Als sich die beiden Knaben lange herumgetummelt hatten, sprach auf einmal der gute Antonio zu

seinem Brüderchen: „Lieber Bruder! Weißt du, wohin wir noch gehen wollen?“

„Wohin willst du,“ fragte Leonardo.

„Wir wollen wieder in die Kapelle dort gehen! Du weißt ja, wie schön es dort ist. O komm mit mir. Das hat der liebe Vater so gern.“

„Ich gehe gerne mit dir dorthin,“ sprach Leonardo.

Und sie gingen zur Kapelle. Dort blieben sie eine gute Weile. Dann traten sie aus derselben und schauten um sich. In der Ferne sahen sie ihre Hütte und das spiegelglatte, blaue Meer. Sie hatten an diesem Anblick eine so große Freude. Plötzlich sprach Antonio mit freudiger Stimme: „Leonardo, Brüderlein! Weißt du was wir jezt thun wollen. Es ist gar so schön da draußen?“

„Du hast Recht,“ sprach Leonardo, „o lieber Antonio, so hat es mir noch nie gefallen; aber was willst du thun?“

Antonio sprach: „Du hast ein Käpplein und ich habe auch eins. Komm, wir gehen in den Wald hinauf und suchen frische Beeren. Weißt du, wie sie der Vater so gerne ißt. O! wie wird er eine Freude haben! Wir wollen ihm aber auch eine rechte Freude machen, nicht wahr, liebes Brüderlein?“

„Ja, ja, ja, das thun wir,“ rief freudig Leonardo aus, „das thun wir. Wir können dann auch selbst solche frische Waldbeeren essen. Aber nicht wahr, wir gehen nicht weiter in den Wald?“

„O nein, lieber Leonardo, dies dürfen wir ja nicht,“ sprach Antonio. Er ergriff seinen Bruder am Arm, und beide hüpften wie Rehe dem nahen Walde zu. —

Als sie dort angekommen waren, suchten sie da und dort rothe duftige Waldbeeren auf. —

Sie hatten eine ungemeine Freude an den vorbeihüpfenden Rehen und Haasen, und an den singenden Vögeln. Dabei war es so kühl in dem Walde, und so schattig, daß es den Knaben sehr wohl that. So suchten sie hin und her, da und dort. Bald jauchzte Antonio auf, wenn er eine Stelle gefunden hatte, wo viele solche Beeren standen. Bald that dies Leonardo. Antonio rief oft voll Freude: „Komm, o komm dahin, hieher, da steht es voll, daß man kein Gräslein sieht!“ Und Leonardo hüpfte durch die Gebüsche, und pflückte sich auch bei Antonio Beeren. Dieser ließ ihm immer die schönsten und sagte: „Ich will wieder andere suchen. Du mußt dem Vater die schönsten bringen, Leonardo.“

Die Kinder pflückten so eifrig Beeren, daß ihnen

der Schweiß von der Stirne herabrann. Sie blickten nie in die Höhe, sondern immer auf die Beeren. Oft aber erschracken sie auch recht sehr, wenn eine giftige Schlange durchs Gras hinschlich. Dann sprangen sie so weit sie konnten. Antonio trug auch sein Brüderlein mit großer Mühe fort. Er hatte sogar das Unglück sein Käpplein zu verlieren. Aber Antonio suchte und fand es bald wieder. Leonard dankte ihm und fiel ihm vor Freude um den Hals. —

Wie die Kinder aber so hin und her liefen, kamen sie immer tiefer in den Wald hinein. — Sie merkten dieses nicht. Die rothen Beeren, die auf dem Boden herum blühten, waren so schön, daß sie gar nie in die Höhe schauten. —

Sie waren jezt schon eine große Zeit in dem Wald. Auf einmal wendete sich Antonio erschrocken in die Höhe, schaute um sich und sprach:

„Ich weiß gar nicht mehr, wie wir daran sind? — Da bin ich noch nie gewesen."

„Ich auch nicht," sprach Leonardo, und schaute halberschrocken auf seinen Bruder.

„Wir wollen jezt umkehren, und nach Hause gehen," sprach Antonio zu seinem Bruder, „wir haben ja genug Beeren."

„Ja, wo geht es dann heim," fragte ängstlich Leonardo, „du wirst es auch nicht wissen?"

„Komm du nun, liebes Brüderlein," sprach Antonio, „wir kommen schon wieder hinaus; komm, laß dich führen, du bist so müde."

„Ja, ich bin müd," sprach Leonardo, „und habe so Durst. Weißt du nirgends eine Quelle?"

„Wir suchen eine," sprach Antonio, und nahm Leonardo sanft am Arm, trug auch seine Beeren, daß ja der liebe Vater daheim sie recht schön und frisch erhalten sollte. —

Endlich fanden sie eine Quelle. Sie sprang aus einem Felsen heraus, und war so frisch und kühl. Antonio setzte seine Beeren auf den Boden und trank mit seinem Bruder.

Als sie getrunken hatten, wollten sie weiter fortwandern, der Heimath zu. Da fieng nun auf einmal Leonardo bitterlich zu weinen an und sprach: „O Antonio, wo kommen wir denn hinaus! Ich sehe ja gar keinen Weg. Da sind ja lauter Steine und Bäume!"

„Mußt nicht weinen, lieber Leonardo," sprach tröstend Antonio, „Gott wird uns schon einen Weg zeigen." Aber es war ihm selber nicht recht wohl. Es war gerade als liefen sie immer tiefer in den

Wald hinein. Die Bäume wurden höher und der Wald dunkler. Auch sahen sie keine Rehe und Haasen mehr, und hörten keine Vögel singen. Da wurde es ihnen noch banger. Aber sie liefen immer fort, und doch konnten sie nicht aus dem Walde kommen. Sie hatten sich ganz und gar verirrt, und liefen statt hinaus immer tiefer hinein. Als Leonardo nicht aufhörte zu weinen, weinte auch Antonio mit ihm. Und es war so kläglich, wie die zwei armen Kinder in dem dunklen Walde umher irrten. — Als sie nun so lange umher geirrt, setzten sie sich ganz müde und matt nieder, und schliefen bald darauf ein.

Drittes Kapitel.

Der Vater sucht seine Kinder.

Abends kam der Vater nach Hause. Das erste war, daß er sich nach seinen Kindern umsah. Er fand sie nicht. Er dachte, sie werden vielleicht in einer nachbarlichen Hütte sein. Dort hielten sie sich oft auf, wenn er auf dem Meere war. Er puzte also seine Netze. Als er fertig war, sah er seine liebe Kinder noch nirgends. Das kam ihm sonderbar vor. So lange waren sie noch nie fortgeblieben. Gewöhnlich waren sie ihm allemal schon von Ferne entgegengesprungen. Er sah sich da und dort um, und konnte sie nirgends erblicken. Die Sonne sank jezt immer tiefer und tiefer. Alle Fischer der Nachbarschaft kamen vom Meere zurück. Dem Vater wurde es immer banger, je länger er nachdachte, wo seine Kinder sein könnten. Er rief um die Hütte herum, es gab ihm aber weder Antonio noch Leonardo eine Antwort. Er lief an's Meer hinaus und in die Gebüsche. Auch dort rief

er: „Antonio, Leonardo!“ Aber auch hier gaben die Kinder ihm keine Antwort. Sie waren nicht da. Da stieg des Vaters Angst höher und höher. „Gott im Himmel, wo sind denn meine lieben Kinder! Das ist so sonderbar. Ich muß doch noch nachfragen.“ Er lief von Fischerhütte zu Fischerhütte und fragte: „Habt ihr meine lieben Knaben nirgends gesehen? Sagt es mir doch, ich suche sie schon lange!“

Aber die Leute sprachen: „Wir haben deine Kinder nirgends gesehen, Fischer Anselmo.“ Und wo er hinkam erhielt er dieselbe Antwort. Dies schmerzte ihn sehr. —

Jezt ging er wieder in seine Hütte. Er dachte: „Vielleicht sind jezt die Kinder heimgekommen.“ —

Als er aber dort ankam, war es so still wie im Grab. Dazu wurde es jezt immer dunkler. Von fern läuteten die Betglocken.

Sonst war Anselmo bei diesem Klange allemal in die Mitte seiner Stube geknieet, die beiden Kinder um sich herum. Dann betete er mit ihnen zu Gott. Vor Angst und Vatersorge vergaß er heute sogar das Gebet. Immer nur rief er: „O Gott erbarme, Gott, gib mir doch meine Kinder! O! wo sind sie?“

Er nahm seinen Weg jezt nach der Kapelle auf dem Baumhügel.

Unterwegs rief er immer: „Kommt meine Kinder!“ Kein Mensch antwortete ihm. Wie war da dem armen Vater so ängstlich zu Muthe. Er dachte hin und her, was ihnen könnte geschehen sein. — Es kam ihm allerlei Schreckliches in den Sinn. Bald dachte er, sie könnten von wilden Schlangen gebissen worden sein, und bald meinte er, Räuber könnten sie fortgeschleppt haben. Doch hatte man keine Spuren von solchen. Bald fiel es ihm auch ein, sie könnten in der Kapelle schlummern. Er war jezt dort angekommen, und trat in das Gotteshaus. Es war so still wie im Grabe. Er suchte da und dort, und sah nichts von einem Kinde. Er trat auf den Gottesacker, trat wieder in die Kirche, rief umsonst. Ein einsames Lämplein brannte vor dem Altar. Er warf sich auf die Knie nieder. Thränen liefen über seine Wangen. Dann betete er voll Inbrunst: „Gott, lieber guter Gott. Zeig mir doch den Weg, wo meine Kinder sind! Ob sie gefangen, gestorben, verirrt, o laß mich es doch auch wissen!“

„Ich bin ein so armer, unglücklicher Vater,“ fuhr er fort, „wie keiner unter der Sonne. O laß mich meine Kinder wieder finden!“ Er stund auf und trat wieder auf den Friedhof. Alles war still. Er lief fort und rief und jammerte in einem fort.

Wenn er auch hie und da meinte, er habe sie gehört, war es doch nicht so. Entweder war es eine Eule, oder es täuschte ihn sein Ohr. Er hatte gar große Angst und große Vaterschmerzen.

„O meine Kinder, wo seid ihr?“ rief er weinend aus, „o ich habe euch verloren. Muß ich allein in meine Hütte gehen. Antonio, Leonardo! Ihr habt nichts gegessen und nichts getrunken. Und euer Vater kann euch doch nichts geben. O das ist schrecklich. Ihr waret doch immer so brav und folgsam. Seid ihr heute weit vom Hause, seid ihr in den Wald? Ich höre keine Menschenstimme. Ich bin ganz allein. Ich armer Vater! O arme Kinder!“ Und wie der alte Mann so erbärmlich weinte, war er bei dem Walde angekommen. Er rief und schrie, daß es oft wiederhallte: „Antonio, Leonardo! wo seid ihr?“ Es blieb still. Er lief im Walde herum und konnte keines seiner Kinder finden. Er zerschlug sich Hände und Füße, daß es ein wahres Elend war. — Anselmo achtete es nicht. O hätte er seine Kinder gefunden! Er lief so weit im Walde herum, daß er fast selbst den Ausweg nimmer fand. Es war so sehr dunkel, daß man nur wenige Schritte vor sich hin sah. Hie und da kam ein bleiches Sternlein hinter Wolken hervor. Nichts als Thränen liefen von des Fischers

Wangen, bis er seine Wohnung erreichte. Die Leute hatten wohl gehört, daß der Fischer seine Kinder verloren habe. Sie konnten ihm nicht helfen, so gerne sie es auch gethan hätten. Als er nun allein in der Hütte war, sah er die leeren Bettlein der Kinder. Er wollte sich vor Jammer die Haare ausreißen. Es trieb ihn wieder hinaus. Und wenn er draußen herumlief, trieb es ihn wieder in die Hütte. Wie weinte der alte Mann!

„Ich habe keine Kinder mehr," rief er schmerzlich aus, „ich habe sie verloren! O klaget mit mir ihr Menschen. Zeiget mir um Gotteswillen meine Kinder! Ich bin ein so armer Vater! O meine armen Kinder! Wo seid ihr hingekommen! Eure Bettlein sind leer, o ich suche euch umsonst! O Jesus im Himmel! Er nahm Lichter und Fackeln und suchte wieder. Er fand sie nicht. Dem alten Mann wollte das Herz brechen vor Schmerz und Leiden. Er konnte sich gar nicht fassen, so schwer war es ihm. Er lief umher, ohne zu wissen wohin und schrie und jammerte in einem fort. Seine Kinder kamen nicht. Stunde an Stunde rann vorüber.

Jezt war es Mitternacht. Andere Menschen gingen zur Ruhe. Anselmo konnte nicht ruhen. In seiner Hütte lag er auf den Knien und weinte wie ein Kind.

Er drückte sein Haupt an die Bettlein seiner Kinder und sprach: „Ihr seid leer! Wer weiß wo meine Kinder ruhen! Ihr kommet nicht. Meine Augen sind blind vor Weinen. Meine Stimme heiser vor Rufen. Ihr gebet mir keine Antwort. Ihr seid gestorben oder gefangen! Ach Gott erbarme sich meiner! Mein Herz bricht vor Schmerz. Meine Augen erbleichen. Ach ich bin so allein, so arm. Ihr betet nimmer mit mir und esset nicht mit mir. Euer alter Vater kann euer Gesicht nicht sehen. Er muß allein umher laufen wie ein Schatten. Er kann euch nimmer küssen. — Ihr seid fort — ihr seid fort!" — — —

So jammerte der alte Mann bis zum Morgen

Viertes Kapitel.

Die Seeräuber.

Die beiden Knaben hatten im Walde nicht lange geschlafen. Bald wachten sie auf. Angst und Schrecken überfiel sie aufs Neue. Es wurde auch etwas dunkler im Walde. Leonardo konnte nicht mehr gehen vor Schmerz an seinen Füßen. Er weinte ohne Unterlaß und jammerte nach seinem Vater. Antonio trug ihn auf seinen Schultern allemal wieder ein Stück weiter; dann setzte er ihn wieder in's Gras nieder und gab ihm frische Beeren aus seinem Käpplein. Aber es wollte nichts helfen. Sie sahen keinen Ausweg aus dem fürchterlichen Walde.

„O lieber Vater, wo bist du," schrie Leonardo auch, „o komm doch und hole uns aus dem Walde!" Antonio aber sprach und weinte mit seinem Bruder. „Sei ruhig lieber Leonardo! Mußt nicht mehr weinen,

sonst kann ich dich nicht mehr tragen.“ Leonardo ließ seinen Lockenkopf an Antonios sinken und schwieg eine Weile still.

Auf einmal hörten sie ein sonderbares Brausen und Tosen. Sie wußten nicht woher es kam. Auch hörten sie darunter rauhe Menschenstimmen und wilde Gesänge. Aber sie verstanden kein Wort davon.

„Ich höre etwas,“ sprach Antonio, „da müssen Menschen sein oder das Meer. O nun werden wir bald daheim sein!“ — Er lief schneller mit seinem lieben Bruder durch die Bäume.

Als die beiden Knaben aber auf einen freien Platz gekommen waren, wären sie fast vor Schrecken umgesunken. Um ein großes Feuer herum saßen wilde, fremde Männer, mit Säbeln und Pistolen. Es waren Seeräuber. Nichtw eit davon sah man zwischen Felsen ihr großes Schiff angemacht.

Leonardo und Antonio stießen einen lauten Schrei des Schreckens aus. Das hörten die Seeräuber. Sie sprangen auf. Die armen Knaben suchten umsonst zu entfliehen; sie fielen über Stock und Stein. Bald waren sie eingeholt, gebunden, und wurden an das Feuer geschleppt. Sie waren wie ohnmächtig und keiner konnte ein Wort sprechen. Die fremden Männer mit den rauhen Bärten sprachen jetzt in einer sonder-

baren Sprache mit einander. Man konnte kein Wort davon verstehen.

Oft zeigten sie aber mit freudiger Geberde auf die Knaben. Diese lagen da, wie zwei abgebrochene Rosen. Die Seeräuber schienen eine wilde Freude daran zu haben. Endlich wachten die Knaben auf. Als sie um sich schauten, sahen sie mit Schrecken, daß sie von diesen Menschen gefangen seien, von denen der Vater daheim so oft erzählt hatte. Die Knaben weinten zusammen, daß sich hätten die Steine erbarmen mögen. Aber man achtete ihrer nicht. Die Seeräuber sangen wilde Lieder und schwangen ihre Säbel. Die Knaben wußten alle Augenblicke nicht, wenn sie todt gestochen würden. Sie lagen auf der Erde und hatten die Hände gebunden. Das schmerzte sie sehr.

Leonardo rührte sich nicht. Es war gerade als sei er todt. Seine Wangen waren blaß und seine Augen geschlossen. Seine Locken hingen zerfetzt um die Stirne. Antonio sah es und fieng gar bitterlich zu weinen an. Er hatte ein inniges Mitleiden mit seinem armen Bruder.

„Leonardo," sprach er, und rutschte zu ihm hin, „o schlage deine Augen auf. Bist du gestorben? O armer Leonardo! O! mein Vater! Leonardo, o hörst du denn nicht?" Er küßte sein Brüderlein auf seine

bleichen Lippen. Seine Thränen strömten auf Leonardos Wangen. Leonardo wachte auf und fieng laut zu weinen an.

„Mein Vater, mein Vater!" schrie er, „o laß mich fort zu meinem Vater, er sucht uns im Walde. Um Gotteswillen, laß mich fort! Antonio, lieber Antonio, komm wir wollen gehen."

Er wollte sich aufraffen; aber es half nichts. Eine rohe Hand drückte ihn auf den Boden nieder. Es war ein Räuber. „O Jesus," schrie da das Knäblein, „Antonio, dürfen wir nicht fort? Ich muß sterben, ich muß sterben. Antonio, lieber Antonio, o thu mir doch den Strick von der Hand; es schmerzt mich so sehr!"

Antonio konnte es nicht thun. Er war selbst gebunden.

„Ich kann es nicht thun, lieber Bruder," sprach er mit schmerzvoller Stimme, „ich bin auch so gebunden wie du!"

Dann raffte er sich auf und fiel auf seine Knie nieder, und so hob er seine gefesselten Hände flehend empor zu einem der wilden Männer und sprach mit Augen voll Zähren: „Herr Seeräuber! O laßt uns arme Kinder fort von hier. Nehmt uns nicht mit auf euer Schiff! Wir haben euch ja nichts Leids gethan.

Wir sind ja immer brave Kinder gewesen Unser Vater hat uns so gern. O, wenn wir nicht nach Hause kommen! wie wird er jammern! Laßt uns gehen, Herr Seeräuber. Ich bete für euch in der Kapelle drüben. O Jesus! Wir haben ja nur Beeren im Walde gesucht. Das ist ja keine Sünde. Sie gehören ja unserm Vater! O, laßt uns gehen! Zeigt uns den Weg, daß wir bald beim Vater sind! Er hat uns gewiß schon gesucht!"

Aber die Seeräuber stießen unverständliche Worte aus und stießen den Antonio bei Seite. Dieser fiel an der Seite Leonardos auf den Boden. Er weinte mit seinem Bruder, daß die Thränen ins Gras liefen. „Wir kommen nimmer heim," rief er mit trauriger Stimme, „wir kommen nimmer zum Vater. O wären wir doch nicht in den Wald gegangen! O! unser Vater! Wie wird er jammern! Wenn ich nur ihn sehen könnte! O lieber Gott! Führe uns doch fort von hier! Wir müssen sterben. Und unser Vater auch. Er hat ja keine Kinder mehr. Ihr bösen Männer. Was wollt ihr mit uns anfangen! Wir sind ja noch so klein und jung!" —

Jezt hörten sie auch von dem Schiffe Schreien und Rufen. Es mußten dort auch mehrere Gefangene sein. Sie weinten auch. Es wurde jezt Abend.

Die Seeräuber löschten ihr Feuer aus. Es wurde stille. — Als eine Pfeife vom Schiff tönte, rannten alle dorthin. Die Knaben wurden mitgeschleppt. Sie sträubten sich dagegen; aber es half nichts. Sie wurden in einen dunkeln Raum geworfen. —

Fort mußten sie jezt, weit übers Meer. Sie sahen ihren Vater, sie sahen ihre Hütte nimmer. Umsonst weinten sie. Niemand hatte Erbarmen mit ihnen. Die armen verlassenen Kinder! Antonio hatte das Haupt seines Bruders auf seiner Schoos liegen, und weinte sehr in seine Locken. Ach, er dauerte ihn sehr! —

Jezt kam ein Wind, und das Schiff bewegte sich. Bald flog es auf dem Meere dahin — wie ein Pfeil. Und dahinten mußten die verlassenen Kinder Heimath und Vater lassen.

Doch Gott war mit ihnen.

Fünftes Kapitel.

Die Sklaven = Knaben.

Das war ein trauriges Leben auf dem Meere! Was mußten die Knaben leiden! In einem kleinen Raume schmachteten sie. Sehr selten ließ man sie an die frische Luft. Man gab ihnen auch sehr wenig zu essen und schlechtes stinkendes Wasser zu trinken. Wie konnte es anders sein, daß die armen Knaben ganz und gar ihre rothen Wangen verloren? —

Dazu was noch ärger war, kam das Heimweh! O, wie sehnten sie sich nach ihrem armen Vater! Keine Stunde verging, wo nicht beide mit einander weinten. Besonders traurig und niedergeschlagen war der jüngere Leonardo. Das arme Kind knikte zusammen, wie eine abgebrochene Blume. Nur die Liebe seines Bruders hielt ihn noch am Leben. O! es war so rührend, wenn man diesen lieben Antonio sah.

Leonardo schlief auf seinem Schooße, Leonardo erhielt den Bissen aus seinem Munde, Leonardo stillte des Bruders brennenden Durst, Leonardo flehte zu Gott für seinen Bruder. Und noch vieles andere that der edle Knabe.

Aber die Leiden wollten kein Ende nehmen. Es wollte sich auch kein Land zeigen. Nur Himmel und Meer sah man. Dazu kam manchmal ein so furchtbarer Sturm, daß man meinte, das Schiff müsse in tausend Stücklein fliegen. Den Lärm auf dem Schiffe bei einem solchen Ereigniß kann man gar nicht beschreiben. Wenn oft Wellen über das Schiff hinstürzten, und das Wasser bis in das Gefängniß drang, wo die Knaben lagen, schrieen diese auf den Knieen zu Gott dem Vater auf, er möchte sie doch nicht sterben lassen. Und wann der Sturm vorüber war, so fielen die Knaben sich um den Hals und weinten Freudenthränen in ihrem Elende.

Ach sie vergaßen es in solchen Augenblicken ganz. Eines Tages hatte man die Knaben auf das Schiff heraufgeführt. Sie sahen nun den blauen Himmel und das Meer. Sie wußten gar nicht mehr, wohin sie hinschauen sollten, nach der Gegend ihrer Heimath. Sie schauten nur in die Wellen, die an dem Schiffe vorbei tanzten und weinten still. Nach einigen Stun-

den aber sahen sie in der Ferne etwas auftauchen. Es waren hohe, spitzige, sehr glänzende Punkte. Und als sie näher schauten, sahen sie, daß dies die Thürme einer Stadt sein müssen.

Die Seeräuber erhoben ein Freudengebrüll. Das Ziel ihrer Wanderung war da; ohne allen Unfall hatten sie den Raubzug vollbracht. Deßwegen jubelten sie so sehr. Die Knaben erschracken bei diesem Toben und bei dem Anblick der Stadt. Antonio sprach leise zu seinem Bruder:

„Nun wird unser Unglück erst recht angehen. O Jesus Christus! O! mein Vater!“

Sie weinten stille zusammen. Sie durften dies nicht laut thun. Sobald es einer der Seeräuber sah, griff er nach seinem krummen Säbel, und drohte den Knaben, sie zusammen zu hauen. —

Jezt landete man an. Tausende von Menschen standen auf der Mauer, als das Schiff in die große Stadt fuhr. Alle Gefangenen trieb man hinaus. Auch die Knaben wurden mit fort getrieben, aber Alles kam ihnen zu fremd vor in dieser Stadt. Die Menschen waren ganz anders gekleidet und redeten auch eine ganz andere Sprache. Die Knaben verstanden kein Wort; wenn aber sie zu einander redeten, so schlugen diese Menschen ein freudiges Gelächter auf.

Auch die Häuser waren ganz anders gebaut, und von einer Kirche sahen sie gar nichts. Das kam ihnen sehr sonderbar vor.

Des andern Tages sollten sie verkauft werden. Man stellte sie auf einen großen Platz der Reihe nach hin, wie man bei uns das Vieh anbindet. O! wie viele Thränen gab es da! Auch Antonio und Leonardo weinten immer fort. Sie fürchteten man werde sie jezt von einander trennen. Aber Antonio sprach: „Lieber Bruder ich gehe nicht von dir und wenn man mich an deinem Halse umbringt. Ich gehe nicht von dir, sei ruhig.“ Und Gott war mit den Knaben und sendete ihnen einen Mann, der sie nicht trennte. Es kam ein großer, reichgekleideter Herr daher, dem mehrere Sklaven nachfolgten. Er sah die beiden Knaben, wie sie, Arm in Arm mit ängstlichen Blicke dastanden. Sie gefielen ihm sehr, und er fragte den obersten Seeräuber in seiner Sprache, was die Knaben kosten? Bald war der Kauf geschlossen, und sie wurden in ein Haus geführt, das so groß war wie ein Schloß. Es stand auf einem kleinen Hügel, gerade am Meere. Rings um dasselbe herum prangten die schönsten Gärten. Da wuchsen Blumen und Bäume, welche die Knaben noch gar nie gesehen hatten. Auch Vögel sangen gar schön in den Gebüschen. Und

Springbrunnen spritzten so hoch hinauf wie Häuser. Das Alles wäre schon recht gewesen. Antonio und Leonardo vergaßen auch auf Augenblicke, daß sie Sklaven waren. Sie konnten sich nicht satt sehen an diesen Schönheiten! — Bald aber fiel ihnen wieder Vater und Heimath ein. Sie dachten, wie sie auch oft frei wie die singenden Vögelein in den Blumen und Blüthen herumgesprungen seien, wie sie sich gebadet hätten im Meere! Das Alles war jezt aus. Sie waren gefangen. Schmerzliche Thränen stürzten über ihre bleichen Wangen. Doch hatte sie Gott, der liebe Gott, zu einem braven Herrn geführt. Er ließ den Knaben zu essen geben. Und ihr Lager war auch nicht schlecht. Aber andere Kleider mußten sie tragen, wie man sie in jenem Lande trug. Das kam ihnen sehr unbequem vor. Aber sie sagten nichts. Man hätte sie auch nicht verstanden.

Der Herr, der ein wenig ihre Sprache verstand, redete nun mit ihnen. Aber es kam ihn herb an, und so verließ er bald wieder die Knaben. Als die erste Nacht vorüber war, und der Morgen kam, führte sie ein Aufseher in einen Garten. Hier deutete er ihnen durch Winke an, was sie zu thun hätten. Es war nichts anderes, als Blumen begießen und das Unkraut ausraufen. Dieses Geschäft strengte die Knaben

nicht besonders an. Aber der Aufseher war ein gar böser Mann. Wenn er die unerfahrnen Knaben nur etwas Weniges nicht recht verstand, so hieb er mit einer Peitsche auf sie ein, daß die armen Kinder jämmerlich zu weinen anfiengen.

Wenn dann die Züchtigungen bei den Gefangenen vorbei waren, schaute Antonio durch das hohe Eisengitter auf das Meer hinaus und sprach: „O Leonardo, wenn doch nur ein Schiff käme, und uns mit fortnähme! O! hier ist es so schlimm!" Aber sie schauten umsonst. Es kam kein Schiff. Und sie weinten wieder zusammen. So gingen die Tage dahin. Das Aergste aber war für die Kinder, daß sie in keine Kirche mehr gehen durften. Es war gar keine in der ganzen Stadt. Und sie hätten doch nicht hinaus dürfen. Aber sie beteten doch jeden Abend und jeden Morgen zu Gott, dem lieben Gott. Da dachten sie dann mit Schmerzen an ihren alten Vater zu Hause. Und Antonio sprach:

„Nun wird der gute Vater um uns weinen! Ach, er sucht uns gewiß immer noch!"

Sechstes Kapitel.

Das fremde Schiff.

Was meint ihr wohl, lieben Kinder, was der unglückliche Vater Anselmo that? O! ihr könnts euch gar leicht denken! — Ihr würdet gerade dasselbe auch thun, wenn ihr eure lieben Eltern verlieren würdet. Ihr würdet weinen und schreien. Das that auch Vater Anselmo. Aber es half nichts. Er konnte seine Kinder nimmer sehen. Natürlich, sie waren ja weit über dem Meere. Er hatte in der ganzen Umgegend nachgefragt, ob man seine Kinder nirgends gesehen habe. Lange wollte er nichts inne werden. Endlich erfuhr er, daß Seeräuber hinter dem Walde, der bis an das Meer ging, gewesen seien. Auch hörte er, daß diese Seeräuber viel Gräuelthaten verübt haben. Eine Stimme sagte dem armen Manne, daß seine Kinder gewiß gefangen worden seien. — Er konnte sonst nichts anderes denken. Fand man doch

nicht einmal einen Fezen Kleid — oder sonst eine Spur von den Knaben. Sein Schmerz war furchtbar. Aber je länger er dauerte, desto stiller wurde der Mann. Oft sprach er zu sich selbst:

„Wenn ich nur über dem Meere wäre, ich wollte euch überall suchen. O! ihr armen Kinderlein! Ich muß sterben vor Schmerz!" Es war auch so. Anselmo wurde so abgemagert und so matt, daß man meinte, man dürfe ihn jede Stunde in das Grab legen. Sehr, o sehr groß ist die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder! O liebet auch eure Eltern, liebet sie mit ganzem Herzen! —

Aber dem trostlosen Vater war es wirklich so, als er sagte, er wolle seine Kinder über dem Meere suchen. Ihm gefiel nichts mehr in seiner Hütte. Alles kam ihm vor wie todt. — Sogar sein Fischerhandwerk mochte er nicht mehr ansehen. Er ließ sein Schifflein und seine Netze stecken, wo sie waren. — Die Leute sahen es ihm wohl an, daß es ein anderes mit Anselmo sein müsse. Sie sprachen:

„Was muß das für ein Leid sein, wenn man den Eltern ihre Kinder raubt, und man nicht weiß, wohin sie gekommen sind!" —

Die Leute hatten ganz recht. —

Es waren jezt schon viele Wochen vergangen.

Man hatte den Raub der Kinder schon ganz vergessen. Nur wenn man den alten Mann sah, dachte man wieder daran. Es hatte sich während dieser Zeit kein Raubschiff mehr auf dem Meere sehen lassen. Aber der Vater hatte es nicht vergessen. Er hätte es nicht vergessen können, wenn auch viele Jahre verschwunden wären.

Wo er immer ging und stand, schwebten seine lieben Kinder vor seiner Seele; mit ihnen stund er auf, mit ihnen ging er zu Bette, von ihnen träumte er. —

Eines Tages sah man ihn schnell zum Meer hinaus gehen. Er puzte sein Schifflein und besserte das Ruder aus. Was er vor hatte, wußte noch kein Mensch. — Ach, der unglückliche Vater wußte es wohl. Bald darauf trug er viele Lebensmittel in das Schiff. Er deckte sie mit einem Tuche zu. Jezt ging er wieder zur Hütte. Als er des Morgens aufwachte und aus der Hütte trat, schloß er die Hütte hinter sich zu. Er lief an's Meer. Dort fiel er in das Gras nieder. Eben ging die schöne Sonne auf. Er hob seine Hände zum Himmel empor und betete: „Guter Gott! Ich kann nicht mehr in der Hütte bleiben. Wo ich stehe und gehe sehe ich meine Kinder. Der Schmerz drückt mir die Seele ab. Ich will allein auf's Meer

hinaus, und will in's ferne Land fahren. Mein Schifflein ist zwar klein und schwach, aber unter deinem Schutze wird es den Wellen trotzen. — O! gieb mir Kraft und Gnade! Laß mich meine Kinder finden! Der Weg ist weit. Aber du wirst ihn mir zeigen in das Land der Räuber. Ich vertraue ganz auf deine unendliche Güte. Vielleicht daß an einer Insel ein Schiff sich befindet, das mich aufnimmt! Ich kann nicht mehr leben ohne meine Kinder. Und sollte ich im Meere zu Grunde gehen, so kann ich nicht mehr leben. Sei mein Schutz und meine Stärke, guter, lieber Gott!"

So hatte Anselm gebetet. Was that er? Auf einem schwachen Nachen schiffte er hinaus in des Meeres Wellen. O, welche große Liebe! Anselm wußte wohl, welchen Weg er nehmen mußte. Er war auch schon jenem Lande nahe gewesen. Eine innere Stimme sagte ihm: „Dort sind deine Knaben." Der alte Mann schiffte hinaus. Es war ein so schöner und heller Tag, daß man offenbar sah, der liebe Gott schütze den armen Vater. Oft stand ihm der Schweiß auf der Stirne. Nachts führte er sein Schifflein an eine Insel, und schlief unter einem Baume. Aber nun gingen die Inseln zu Ende. Man sah nichts als Wasser und Himmel. Der Schiffer schiffte fort und

fort; er meinte noch mehrere Inseln zu finden. Es wurde jezt Abend und die Sonne ging unter. Das war ein schöner Anblick. Man meinte gerade sie sinke feuerroth in's Meer hinab. Anselmo war in einer bedauernswürdigen Lage; aber bei diesem Anblicke betete er aus vollem Herzen, er vertraute auf den lieben Gott, der ihm nur allein auf dem Meere beistehen konnte. Als die Nacht anbrach erhob sich ein Sturm. Die Wellen schleuderten das Schifflein hin und her, so daß sich Anselmo fast nicht vor dem Untergange retten konnte. Aber es gelang dennoch; denn während es donnerte und blizte hob der Fischer seine Hände in die Höhe und flehte zu Gott um Rettung. So schön die Sonne untergegangen war, eben so schön kam sie auch wieder Morgens herauf. Man meinte sie hätte sich in den Meereswellen gebadet. Anselmo betete andächtig auf seinem Schifflein und wie er so betete sah er ferne etwas aus dem Meere auftauchen. Anfänglich konnte er nicht unterscheiden, ob es ein Seevogel mit weißen Flügeln oder ein Schiff sei. Bald aber sah er, daß es ein Schiff war. Er sah auf demselben die Wimpel schneeweiß flattern in der hellen Morgenluft. Das Schiff segelte gerade auf ihn zu. Als es näher gekommen war, hob Anselmo flehend

seine Hände empor; man sah ihn auf dem großen Schiffe und nahm ihn auf.

Die sonst rauhen Matrosen wurden gerührt bei dem Anblicke des alten Mannes, der so allein auf dem Meere umher fuhr. Da fragte ihn der Schiffsherr, was er denn suche? Und als Anselmo weinend antwortete: „Ich suche meine Kinder, man hat sie mir geraubt;" da blieb fast kein Auge trocken, selbst die Matrosen weinten, als Anselmo die Geschichte von den Seeräubern erzählte.

Aber wie es Gott so wunderbar, so gütig fügte! Dieses Schiff war gerade dazu bestimmt, auf dem Meere solche Raubschiffe aufzusuchen und zu zerstören.

Anselmo hatte eine ungemeine Freude, denn das Schiff segelte gerade jenem Lande zu, in welchem Anselmo seine Kinder vermuthete. Auf dem Schiffe waren auch viele Soldaten und Kanonen und alles war in schönster Ordnung. Anselmo konnte für die gütige Fügung nicht genug danken!

Siebentes Kapitel.

Die jungen Flüchtlinge.

Die beiden jungen Sklavenknaben hatten es nicht so gut, als sie anfangs gemeint hatten. Sie mußten sehr vieles ausstehen. Der Aufseher, er hieß Hassan, war ein sehr böser, strenger Mann. Er mißhandelte die armen Knaben, wo er nur immer konnte. Er machte es auch den andern Sklaven nicht besser. Und die Kinder konnten ihre Noth keinem Menschen klagen. Nur der liebe Gott hörte ihre Seufzer, nur er sah ihre Thränen. Die Knaben magerten so ab, daß sie fast kein Mensch mehr erkannt hätte. Besonders muthlos war der junge Leonardo. Oft war er todeskrank, und wenn er allemal in dem grünen Gras lag, weinend und seufzend, hätte man meinen können, es liege dort eine gebrochene Blume. Liebreich pflegte ihn aber Antonio. Ach, dieses Knaben Liebe ist nicht zu beschreiben. Was Leonardo arbeiten sollte, arbeitete sein

Bruder. Wenn er schlief, wachte er für ihn. Er bat, und flehte für ihn, wenn der rohe Aufseher ihn züchtigen wollte. Ach das arme, schwache Büblein, würde ja den Mißhandlungen unterlegen sein. Aber Antonio, so jung er war, hatte noch einen ganz andern Gedanken. Er dachte nur immer daran, ob er nicht fortfliehen könne mit seinem Bruder. Er konnte diesen Gedanken nicht vergessen. Es war dies wohl möglich. Der Herr des Hauses war immer fort, und der Sklavenaufseher hatte Nachts auch keine so strenge Aufsicht auf die Kinder. Zudem war das Haus nicht so nah bei der Stadt und ganz einsam. Freilich war es mit Mauern umgeben. Aber in denselben war ein Thor, welches der Aufseher oft zuzumachen vergaß. Da wäre es freilich wohl möglich gewesen, daß die Knaben hätten fortkommen können. Die armen Knaben meinten, wenn sie nur aus dem Hause seien, würden sie auch bald daheim sein.

„Weißt du, lieber Leonardo," sprach Antonio zu ihm, als sie ganz allein in dem Garten waren, „wenn wir nur einmal fort von hier sind, dann wird uns Gott schon helfen. O," rief er aus, und fiel seinem Bruder um den Hals, „o Leonardo, ich kann gar nicht daran denken, es wird mir so, als wenn wir schon fort wären." —

„Antonio,“ sprach der sanfte Leonardo, „meinst du aber auch, wir werden nicht wieder gefangen werden. Ich kann ja nicht laufen?“

„Ich trage dich, lieber Bruder,“ sprach Antonio, „o ich bin stärker als du, sieh, ich kann es wohl.“

Und er nahm wirklich, um zu sehen daß er's noch könne, Leonardo auf die Schultern und trug ihn eine gute Strecke weit im Garten herum. Leonardo lächelte. Antonio setzte ihn schwer athmend auf den Boden und sprach ganz leise: „Siehst du, lieber Bruder, ich kann es. O, wenn wir einmal fort sind, wie will ich Gott danken! Aber sei stille, dort kommt Jemand.“

Die Knaben traten an einen ganz dunkeln Ort des Gartens. Dorthin kam selten ein Mensch. Deshalb hatten sie auch dort schon längst in einem ganz versteckten Winkel ein Kreuz und eine Art kleine Kapelle gebaut. Kein Mensch wußte es. Wenn man es erfahren hätte, man hätte den armen Kindern es fürchterlich fühlen lassen! Dorthin gingen sie, und beteten ganz stille mit einander. Dann gingen sie wieder an ihr Geschäft, bis es Abend war. Des andern Morgens in aller Früh stunden sie auf und gingen in den Garten. Es war noch kein Mensch zu sehen. Alles war stille, wie im Grabe. Selbst

die Vögel sangen noch nicht auf den Zweigen. Alle schliefen noch. Da schaute sich Antonio nach der Thüre in der Mauer um. Zum guten Glück konnte er sie ganz leise öffnen. Er zitterte vor Freuden. Stille winkte er seinem Bruder und dieser kam hintendrein. Nun waren sie draußen. Aber ein hoher Zaun hielt sie noch auf.

Antonio erschrack sehr. An den hatte er gar nicht einmal gedacht. Bei jedem Geräusch schaute er um sich, ob er nicht einen Menschen sehe. Doch Gott half. An einer dunkeln Ecke desselben sah er eine größere Lücke. Stracks zog er seinen Bruder mit sich dorthin. Nicht lange, und die beiden Knaben sprangen wie Rehe des Waldes hinter dem Hause den Hügel hinab, dem Meere zu. O, wie zitterten sie — wie schauten sie um sich. Sie sprangen lange fort an dem Meere hinauf, bis sie endlich in ein kleines Wäldchen kamen. Hier ruhten sie ein wenig aus. Sie warfen sich einander in die Arme, und schluchzten vor lauter Freude. Dann konnten sie wieder beten zu Gott, ihrem lieben Vater, der sie aus der Sklaverei erlöst hatte.

Es wurde jezt immer heller und heller. Auf den Bäumen sangen die Vögel und durch das Gras hin schlich auch oft eine giftige Schlange. Vom Meere

her kam ein Nebel und ferne hörten sie Hundegebell.

„Jesus,“ schrie Leonardo, „das sind die Hunde aus dem Hause. O! Antonio, mir ist so bange! O! lieber Vater im Himmel!“

Leonardo schmiegte sich an seinen Bruder, wie die Jungen an die Henne.

Antonio erschrack auch; aber er sprach tröstend: „Sei doch ruhig, Leonardo! Sei doch ruhig! — Komm, laß uns noch weiter fort laufen. Siehst, dort sehe ich Felsen, dort können wir uns schon verbergen!“

„Ach Antonio,“ sprach weinend Leonardo, „ich kann ja fast gar nicht laufen.“

„Komm,“ bat Antonio, und nahm seinen Bruder auf den Rücken, und lief mit ihm fort.

Freilich wollten seine schwache Füße selbst unter der Last brechen.

Aber er sagte nichts und trocknete sich nur stille den Schweiß von seiner Stirne. Sie waren jezt wenigstens schon eine Stunde fortgelaufen. Immer waren sie ohnweit des Meeres im Walde. Oft schaute Antonio ob er keine Verfolger erblicke. Er sah Niemand, die Gegend war einsam, und es schienen keine Menschen hieher zu kommen. Antonio dachte nur immer an die Seeräuber, welche auch an so einsamer

Gegend gewesen waren. An das, daß sie einsam in einem fremden Lande umherirrten, dachten sie gar nicht. Jezt waren sie an einem ganz einsamen Orte, weit schon entfernt von der Stadt. Hier konnten sie sicher ausruhen. Kein Mensch war weit und breit. Sie setzten sich in's Gras nieder. Antonio hatte in einem Säcklein noch Etwas zu essen. Das Meiste gab er seinem Bruder. Er selbst aß nur einige Beeren, die in Menge umherstanden.

Nicht weit von sich entdeckte er in einem Felsen eine große Höhle. Er ging hin und sah, daß man sich dort gut verstecken könne. Er beschloß sogleich dort über Nacht zu bleiben. Sie sammelten mit einander Moos und trugen es in die Höhle. Dieses Geschäft dauerte mehrere Stunden. —

Als sie genug hineingetragen hatten, setzten sie sich vor demselben nieder. Antonio lief an's Meer hinaus, und schaute ob er nirgends ein Schiff erblicke. Er sah keines. Er ging zurück und tröstete seinen Bruder, welcher immer weinte. Da sprach Antonio: „Leonardo, geh, lege dich auf das Moos in die Höhle. Schlafe ein wenig. Ich will schon hier wachen, daß dir nichts geschieht.“ Und Leonardo schlief bald ein, indeß Antonio unter der Höhle stehen blieb.

Nach und nach kam der Abend heran, und als

Leonardo aufwachte, gab ihm Antonio von seinen Nahrungsmitteln zu essen.

„Da iß lieber Bruder," sprach er, „Gott wird schon für uns sorgen. Siehst, da läßt er ja Beeren für uns wachsen, und dort Feigen. O! er ist so gut!"

„Ach Antonio," sprach Leonardo, „ich denke immer nach, wenn auch nur unser Vater da wäre. Er ist gewiß sehr traurig!"

Und er weinte fort und fort.

Zur Nacht verrammelten sie den Eingang mit Moos und schliefen dann ein. —

Achtes Kapitel.

Der Kampf auf dem Meere.

Die flüchtigen Knaben hatten die Nacht über in der Höhle nicht gut geschlafen. — Am wenigsten Antonio. Alle Augenblicke wachte er auf und schaute aus einem kleinen Loche der Höhle hinaus, ob er nichts Verdächtiges sähe. Aber es blieb stille die ganze Nacht. Erst gegen den andern Morgen schlief auch Antonio neben seinem Bruder ein. — Bälder als den vorigen Tag wachte er auf. — Als sie nun beide wachten, sahen sie einander längere Zeit an. Es kam ihnen gerade vor, als ob das Vorgefallene nur ein Traum gewesen wäre. Antonio selbst auch erschrack ob dem Geschehenen. Waren doch die beiden Knaben in einem ganz fremden Lande, in einer ganz fremden Gegend; dies erschreckte sie sehr. Aber um seinen Bruder Leonardo nicht noch mehr zu betrüben, nahm Antonio eine heitere Miene an und sprach zu seinem Bruder: „Lieber Leonardo, wir dürfen jezt nicht

vergessen, was wir auch allemal in der Stadt gethan haben, zu beten. O! wir sind jezt doch einmal so weit gekommen. Es wird uns doch auch ferner gut gehen, lieber Bruder. Komm, wir wollen beten!"

Sie knieten auf den Boden, und beteten jenes Gebet, das sie auch oft in ihres Vaters Hütte mit ihm gebetet hatten. Es war ihnen nachher viel leichter, und sie meinten, sie seien schon in ihrem Heimathlande. In der nahen Quelle wuschen sie jezt ihre Gesichter und verzehrten ein spärliches Mittagmahl. So sehr hatte es ihnen aber noch nie geschmeckt. Eine Zeitlang überließen sie sich sogar einer muntern Freude. Als sie aber ein Geräusch hörten in dem Busch, schlüpften sie schnell in ihre Höhle. Sie hätten sich aber auch nicht fürchten dürfen. Nur ein großer Hirsch sprang gerade auf die Quelle zu und hüpfte dann in lustigen Springen über die schönen Grasblumen. Das ergözte die Knaben sehr und sie schauten lange dem Hirsche zu.

Freilich aber sprach Antonio: „Leonardo, komm, jezt wollen wir weiter gehen in Gottesnamen. Sieh, dort führt ein schönes Weglein durchs Gebüsch. Dort n'auf wollen wir laufen. Wir sehen ja immer das Meer vor uns. Kannst du gehen, liebes Brüderlein?"

„O ja, Antonio," sprach Leonardo, „mir ist heute wohl besser als gestern."

„Das freut mich ungemein," sprach Antonio — mit strahlendem Auge. Er sah wirklich, daß Leonardo nicht mehr so traurig war als gestern.

„Aber wo willst du denn auch hin? lieber Bruder," fragte nach einer Weile Leonardo, „wo werden wir hinkommen?"

„Laß es gut sein, Leonardo," entgegnete freundlich Antonio, „wir werden mit Gotteshilfe auch gute Menschen finden, die uns wieder den Weg zeigen. Sei nur nicht mehr traurig — lieber Bruder!"

„Ich will jezt nicht mehr traurig sein," sprach der Bruder, „nicht wahr Antonio, das ist recht?"

„O ja, ja, lieber Bruder, das ist mir sehr lieb," sprach Antonio und drückte Leonardo die Hand.

Nun gingen sie weiter. In dem Walde war es so kühl und schattig, daß es für die Knaben eine ungemeine Freude war. Ein jeder hatte auch einen Stock in der Hand, damit er bequem gehen konnte. Allerlei buntfarbige Vögel flatterten da herum und sangen in hundertfältigen Weisen auf den Bäumen; das erfreute die Knaben sehr. Nur wenn sie in der Ferne ein sonderbares Gebrüll hörten, wurde es ihnen bange. Es gab in diesem Walde auch Löwen. So liefen sie

fort bis gegen den Mittag, da waren sie auf einmal so nahe am Meere, daß sie mit ihren Füßen in den Wellen spielen konnten. Sie thaten es auch, weil ringsherum nur wenig Bäume waren, und die Sonne so sehr brannte. — Auch dieses Baden machte ihnen ungemein viel Vergnügen. Sie sahen lange dem Treiben der Fische zu. Diese schienen sich gar nicht zu fürchten. Sie schwammen bis zu den Füßen der Knaben heran. Wenn man sie aber fassen wollte, flugs waren sie dahin in die Tiefe. Während nun besonders Leonardo sich so lange unterhielt, — schaute Antonio unverwandten Blickes auf das Meer hinaus, ob er nicht ein Schiff erblicke. Auf dem Meere, das die Sonne so schön beleuchtete, und welches so ruhig war wie ein Spiegel, sah er viele Vögel herum flattern, aber er sah kein Schiff. „Ach," dachte er bei sich selbst, in seiner kindlichen Einfalt, „wenn jezt gerade ein Schiff daherkäme, von unserm Lande, gerade an dieses Gestad, und würde uns mitfortnehmen; o, das wäre eine Freude! Und wenn wir dann über das Meer schiffen würden zu unserm lieben Vater!"

Antonio wischte sich Thränen aus dem Auge, — „und wenn er uns wieder sehen würde, o lieber Leonardo — was wäre das!" —

So hatte er die lezten Worte zu Leonardo ge-

sprochen, welcher im bunten Meersand saß und immer auf einen Felsen schaute.

Antonio schaute wieder ins Meer hinaus. Da sah er etwas ferne auftauchen, ganz schneeweiß. „Das wird wieder ein Seevogel sein,“ dachte er bei sich selbst. Aber das Ding kam näher und näher und wurde auch größer. — Antonio sah sich fast die Augen aus.

„Ein Schiff, Leonardo, schau doch, ein Schiff!“

Leonardo sprang auf und sah es auch.

„Jesus Christus, lieber Bruder,“ schrie Antonio „siehst du nicht! O! das ist ja kein Raubschiff? So sind sie nicht. Ach, es ist so weit weg! — O! Gott, o Gott, laß es doch hieher fahren!“

So sprach Antonio.

Endlich kam das Schiff immer näher heran, bald sah man die Segel und die Wimpel auf den Stangen. Trotz dem daß es noch sehr weit entfernt war, sprang Antonio auf einen Felsen und schrie aus Leibeskräften was er konnte. Auch Leonardo that es. Aber es wollte sie Niemand hören. Wie weinten und jammerten die Knaben! Sie hoben grüne Zweige in die Höhe, sie rangen mit den Armen, sie sprangen umher; aber man sah und hörte sie nicht. Das Schiff ging seinen Gang. Plötzlich aber wurden die Knaben

todtenbleich. Gar nicht weit von ihnen tauchte ein Raubschiff auf. Auf demselben hörten sie wildes Geschrei; vor Angst wären sie fast in die Erde gesunken.

„O Jesus," sprach zitternd und bebend Antonio, „es ist dasselbe Raubschiff, auf dem wir waren. Komm Leonardo, komm, um Gotteswillen!"

Sie rannten was sie konnten den Fels hinunter. Aus einer Schlucht, wo sie kein Mensch sehen konnte, sahen sie gerade wie das schwarze Raubschiff wie eine Katze auf das andere Schiff zu schlich. Die Knaben zitterten und bebten wie Espenlaub. Antonio hob seine Hände auf und betete, und Leonardo schmiegte sich weinend an ihn. Es war ein bewunderungswürdiger Anblick. Plötzlich geschah ein furchtbarer Knall, und als Antonio aufsah, konnte er keines von den beiden Schiffen mehr erblicken. Es war Alles in Rauch und Dampf gehüllt. — Jezt hörte das Schießen nimmer auf. Darunter hörte man oft furchtbares Geschrei, konnte aber kein Wort verstehen. — Die Knaben duckten sich immer tiefer in der Schlucht zusammen, und beteten aus vollem Herzensgrund. Leonardo war fast ohnmächtig und Antonio wagte nur zuweilen aus der Höhle zu schauen. Immer noch konnte er nichts sehen, als hie und da die weiße Wimpel des fremden Schiffes. Dies gab ihm neuen Muth

und frische Hoffnung. So verging eine Minute um die andere. Wie da den armen Knaben zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben. — Wie leicht könnten sie wieder in die Gewalt der Seeräuber fallen! Ach, das wäre ja schrecklich, beklagenswerth gewesen!

Jezt hatte sich der Rauch um das Schiff etwas verzogen, denn das Schießen hatte aufgehört. Aber ein furchtbares Geschrei erhob sich wieder, und dauerte länger als eine halbe Stunde. Dann war es ganz stille. Das große Schiff fuhr etwas hinweg, das konnten die Knaben wohl sehen. Was geschehen sollte, wußten die Knaben nicht. Wie sie aber so erschrocken und bebend auf das ferne, schwarze Raubschiff sahen, stieg aus demselben auf einmal eine fürchterliche Feuersäule auf, dann knallte es, und als der Rauch vorbei war, sah man kein Raubschiff mehr. Die Schiffer hatten es in die Luft gesprengt. —

Als die Knaben dieses sahen, stürzten sie aus der Schlucht hervor und wollten vor Freude an das Meer hin. Sie sahen, wie das Schiff dem Lande zuging und fielen dankend auf ihre Kniee nieder! —

Neuntes Kapitel.

Rettung.

Gleich erhoben sie sich wieder, und Antonio war der erste, welcher auf den Felsen sprang, und in das Meer hinaus schrie; Leonardo eilte hintendrein. Auch er vereinigte seine Stimme mit der des Antonio. Wann sie dann wieder gerufen und geschrieen hatten, sahen sie mit sehnsüchtigem Blicke hinaus, ob man sie auf dem Schiffe nicht bemerkt habe. Wann das Schiff des Windes halber eine Wendung machte, und es schien, als wolle dasselbe wieder in's Meer hinausfahren, fiengen die beiden Knaben so erbarmungsvoll zu weinen an, daß es einen ungemein rührte. Endlich wurden sie bemerkt.

Ein kleines Schifflein wurde losgebunden. Es ruderte dem Ufer zu, und holte die Knaben ab. Vor Freude konnten sie fast nicht reden. Nieder fielen sie vor den Schiffern auf die Knie und benetzten ihre

Füße mit Thränen. Es stund nicht lange an, so kamen sie auf das große Schiff. Sie hatten während der Hinfahrt dann noch das und dies gesprochen, aber die Schiffer verstanden nicht ganz ihre Sprache. Auf dem Schiffe sah es freilich sehr traurig aus. Da war der Boden mit Blut bedeckt, dort lagen zerschmetterte Mastbäume. Auch Verwundete und Sterbende lagen umher. Auch auf den Wellen trieben Trümmer des Raubschiffes umher, dazwischen oft einer der todten Seeräuber. Es war ein schrecklicher Anblick. Den beiden Knaben grauete es so sehr, daß sie oft schaudernd die Augen zuschlossen. Antonio und Leonardo hatten noch ihre Sklavenkleidung an. Aber die Schiffsleute sahen wohl, daß sie keine seien, weil sie auf dem Boden so fromm gebetet hatten, und auch eine andere Sprache redeten. Einiges hatten sie schon von ihren Schicksalen erfahren.

Jezt wurden sie vor den Capitän, welches so viel heißt als Befehlshaber auf dem Schiffe, geführt. Derselbe redete sie in ihrer Muttersprache an. O! wie hatten die frohen Knaben eine Freude, als sie ihre Sprache wieder sprechen hörten! Sie mußten sich neben ihn setzen. Er nahm sogar den jüngern Leonardo auf seinen Schoos. Zuerst ließ er ihnen Erfrischungen anbieten. Sie aßen mit dem größten

Appetit. Sie mußten ja schon lange alle gute Nahrung entbehren. Nachdem sie gegessen hatten, fragte der Befehlshaber freundlich:

„Antonio, lieber Knabe, jezt mußt du mir auch erzählen, wie du unter die Seeräuber gekommen bist?"

Und Antonio erzählte dem guten Herrn des Schiffes alles so haarklein und mit so unschuldigen Gebärden, daß der Capitän bis zu Thränen gerührt wurde.

Antonio hatte aber noch nicht ausgeredet, als der Capitän rasch aufstand.

Er fragte einen nebenstehenden Matrosen:

„Wo ist denn der alte Fischer?"

„Ach Herr," antwortete dieser, „er liegt unten und blutet aus einer leichten Fußwunde. Ein Splitter von einem herabstürzenden Mast hat ihn getroffen. Es ist aber nicht gefährlich."

Der Capitän entgegnete leise und sprach zu den Knaben:

„Kommt liebe Kinder, kommt schnell!"

Er führte beide an der Hand. Sie mußten eine Stiege hinunter und kamen bald in ein kleines, aber helles Gemach. Hier war nichts von dem Kampf zu sehen. Auf einer Matraze nun lag ein alter Mann in der Tracht eines Fischers. Um einen Fuß hatte er

eine Binde geschlungen, welche etwas Blut roth gefärbt war.

Als die Knaben den alten Mann sahen, stuzten sie zurück.

Antonio aber schrie: „Mein Vater, mein Vater! Leonardo, unser Vater!"

Und die beiden Knaben lagen in seinen Armen. Der Fischer Anselmo konnte dieses nicht recht fassen. Er hielt in stummem Entzücken seine gefundenen Kinder in den Armen. Er küßte sie, lachte, weinte, und geberdete sich selbst wie seine Kinder.

Höchst erfreut stand seitwärts der Capitän. Anselmo achtete seine Fußwunde nicht. Er stürzte ihm zu Füßen und benezte sie mit Thränen der Freude. Dann umschloß er wieder seine vor Freude jauchzenden Knaben und rief: „Seid ihr's auch wirklich! Bist's du Antonio und Leonardo? Ja, ja, ihr seid's!! O! großer, guter Gott!" —

Dieser Verlauf wurde auch auf dem Schiffe bekannt, und nach und nach versammelte sich die ganze Mannschaft um die Wiedergefundenen. O! wenn man den alten Fischer sah mit seinem grauen Haare, und dem kummerkranken Gesichte, wie er seine Kinder im Arme hatte, man konnte nicht ungerührt bleiben. Und wie sich die Büblein geberdeten. Bald fielen sie

sich selbst, bald ihrem Vater um den Hals, bald umfaßten sie des Capitäns Knie.

Im Anfange hatte man an das Erzählen gar nicht gedacht. Anselmo meinte immer, seine Kinder seien auf dem verbrannten Raubschiffe gewesen. Bis als Antonio erzählt, wie sie hiehergekommen, was sie gelitten und ausgestanden, da wurde es ihnen anders. Ueber seine Wangen floßen stille Thränen. Und stumm preßte er seine Kinder an sich. Sogar die verwundeten Matrosen hatten der Erzählung des Knaben zugehört. Anselmo konnte Gott nicht genug preisen, für seine unendliche Barmherzigkeit und Liebe. Inständig hob er seine Hände zum Himmel und betete laut, daß man es auf dem ganzen Schiffe hören konnte. Und es ergab sich dann auch, daß das zerstörte Raubschiff das nemliche gewesen sei, auf welchem die Knaben gefangen genommen wurden, und welches jetzt mit Mann und Maus ein Raub des Feuers und des Schwerts geworden war. Eine gerechte Vergeltung. —

Es ging jezt gegen Abend. Man ging in des Schiffes Zimmer. Anselmo nahm seine Kinder zu sich und schlief bald ein. Als ein frischer Wind blies, schiffte man der Heimath zu. —

Zehntes Kapitel.

Schluß.

Nach mehreren Wochen kam man an das andere Land. Der Capitän schiffte zwar nicht nach des Fischers Heimath, aber er setzte ihn an's Land, von wo er nimmer weit nach seiner Hütte hatte. Unter tausend Segenswünschen schied er nun mit seinen Kindern von dem guten Mann. Dann reiste er fort. Je näher die Knaben der Heimath kamen, desto schneller liefen sie, so daß fast der alte Mann nicht recht nachkommen konnte. Die Kinder mußten Anselmo selbst die Stelle zeigen, von welcher sie gefangen genommen wurden. Dann ging man durch den weiten Wald. Da kamen sie zur Kapelle auf dem Hügel. In derselben, auf der Mutter Grabe, beteten Vater und Kinder lange.

O! wie viel Thränen der Freude weinte der alte Mann. Auf dem Haupte des Jesuskindleins waren

sogar noch die Kränze, welche die Kinder vor ihrer Gefangennehmung um dasselbe gewunden hatten; aber sie waren ganz alt und morsch. Zum Andenken nahmen sie dieselben mit sich.

Alle Fischer der Umgegend waren da. Die Nachricht, der Fischer habe seine Kinder, hatte sich bald weit und allerorts verbreitet.

Die Fischer freuten sich mit dem alten Mann, der abermal wieder in Thränen ausbrach. Mit welcher Freude grüßten die Kinder ihre alten Plätzchen. Sie weinten vor Freude und fielen einander in die Arme. Am Abend da gings erst nochmal an's Erzählen. Bald erzählte der Vater, bald seine Kinder. Jezt wurde es dunkel. Die Sternlein kamen herauf und als der Vater es sah, sprach er gerührt: „Seht, so war es eine Nacht, als ich ohne euch in der Hütte war. O! ich habe vieles um euch gelitten! Gott hat's zum Guten gelenkt, ihm sei Preis und Ruhm!" Betend fielen alle auf die Knie. Dann gingen sie zu Bette und schliefen zum erstenmale wieder auf der heimathlichen Erde ruhig und sanft.

sogar noch die Kränze, welche die Kinder vor ihrer Gefangennehmung um dasselbe gewunden hatten; aber sie waren ganz alt und morsch. Zum Andenken nahmen sie dieselben mit sich.

Alle Fischer der Umgegend waren da. Die Nachricht, der Fischer habe seine Kinder, hatte sich bald weit und allerorts verbreitet.

Die Fischer freuten sich mit dem alten Mann, der abermal wieder in Thränen ausbrach. Mit welcher Freude grüßten die Kinder ihre alten Plätzchen. Sie weinten vor Freude und fielen einander in die Arme. Am Abend da ging's erst nochmal an's Erzählen. Bald erzählte der Vater, bald seine Kinder. Jetzt wurde es dunkel. Die Sternlein kamen herauf und als der Vater es sah, sprach er gerührt: „Seht, so war es eine Nacht, als ich ohne euch in der Hütte war. O! ich habe vieles um euch gelitten! Gott hat's zum Guten gelenkt, ihm sei Preis und Ruhm!" Betend fielen alle auf die Knie. Dann gingen sie zu Bette und schliefen zum erstenmale wieder auf der heimathlichen Erde ruhig und sanft.

r Buchh.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Der Erzähler am Kamine Erzählungen aus dem Leben für die reifere Jugend ;
mit einem Stahlstiche

Augsburg 1849

Paed.pr. 3063 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760987-5